



C. F. Leopold

AUS DER SAMMLUNG ANTON V WERNER'SCHER STUDIENKÖPFE.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Heransgegeben

von

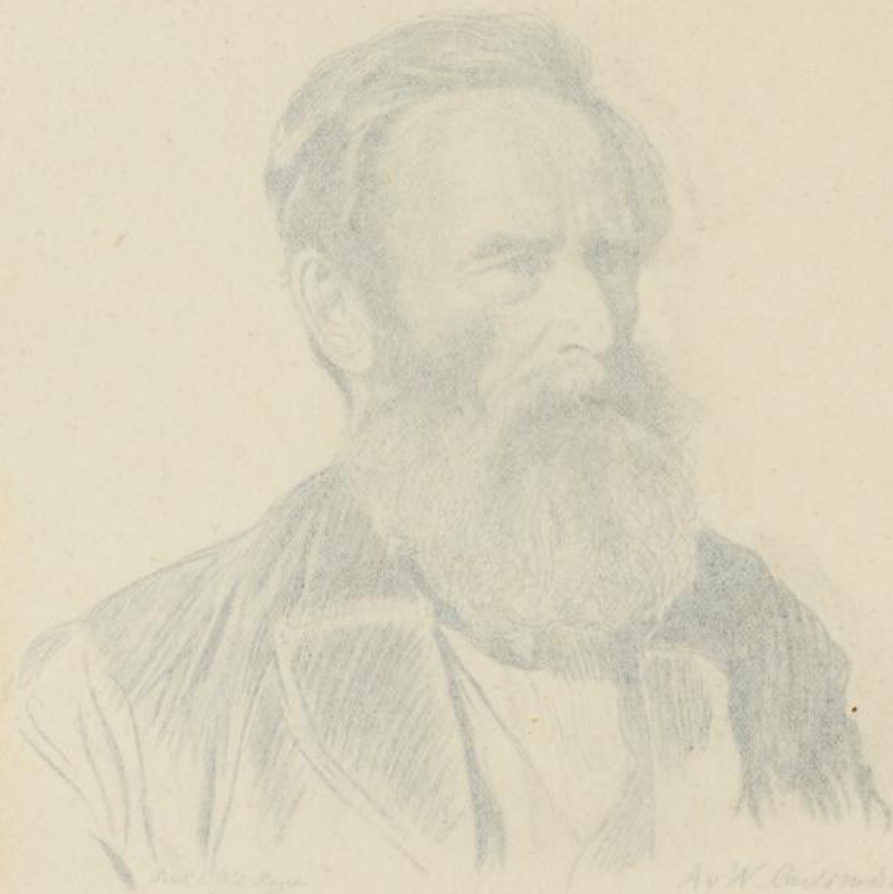
Paul Lindau.

XIV. Band. — September 1890. — 12. Heft

(Mit einem Porträt in Radirung: Carl Friedrich Keßling.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Carl G. L. Hoffmann

Ar. W. G. G. G.

C. G. L. Hoffmann

AUS DER SAMMLUNG ANATOMISCHER STUDIENKÖPFE

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

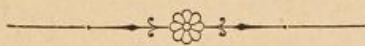
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

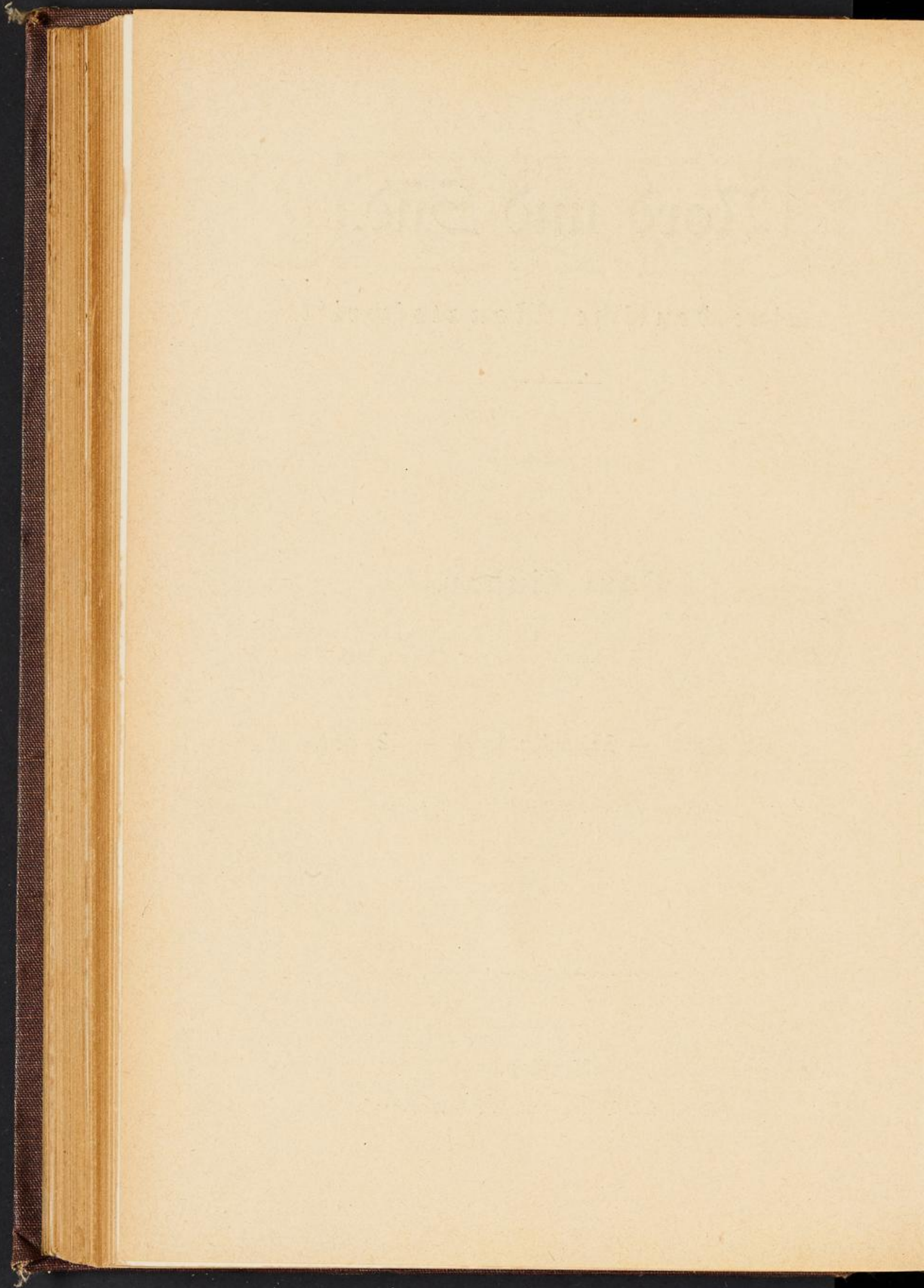
XIV. Band. — September 1880. — 42. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Friedrich Lessing.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der schöne Checco.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

— Stettin. —

Durch die engen und doch so hellen, sonnigen Gassen von Anacapri zog die Frohnleichnamsprozession. Das Städtchen liegt auf halber Höhe des mächtigen Monte Solaro inmitten einer sanft geneigten, fruchtbaren, reich bebauten Ebene, in Drangengärten, Del- und Weinpflanzungen reizend gebettet, weltfern und ruhevoll wie kaum ein anderes: ein breiter Meeresarm trennt die Insel vom Festlande, und strenger und schärfer noch scheidet der jäheste Felsenabsturz das obere Gelände von der Schwesterstadt Capri und nicht minder vom Meere selbst. Man wandelt hier wie in pompejanischen Gassen: hohe weiße Mauern trennen die Gärten und die Häuser mit den leichtgewölbten Dächern und den rebumschlungenen Veranden und Säulengängen von der Außenwelt; das gleichmäßige, friedliche Leben des harmlosen Völkchens vollzieht sich drinnen beim Webstuhl und den Gemüsebeeten oder vor dem Dorfe in Bignen und Olivenfeldern; auf der Straße ist es still und einsam an gewöhnlichen Tagen.

Heut aber waltete das heiterste, festlichste Treiben auf Markt und Gassen, rauschende Musik nicht ohne tüchtiges, lärmvolles Knallen von Sprengkörpern regte die Herzen immer freudiger auf, und in lustiger buntsarbiger Feierlichkeit durchwogte die große Procession das reichgeschmückte Städtchen. Leuchtende Farben, frisches Grün und Blumen gab es überall, und doppelt fröhlich prangte das alles auf dem weißen, sonnbeglänzten Hintergrunde. Im Festzuge gingen meist Frauen und Kinder, denn ein großer Theil der männlichen Jugend war längst draußen auf dem Meere zum Korallenfischen an den afrikanischen oder sardinischen Küsten; um so freundlicher und farbenfrischer war der Anblick der beweglichen Schaar.

Das allerlieblichste Bild gaben die besonders bevorzugten *figlie di Maria*, kleine Mädchen, weiß gekleidet und zierlich, die dicht hinter den prächtigen Priestern einhergingen, hell und glücklich und doch nicht ohne selbstbewußten Ernst mit ihren zarten Stimmchen singend und zuweilen heimliche, beifallsuchende Blicke zu ihren Müttern emporschickend, welche voll stolzer Bewunderung einzeln neben dem Zuge hinwandelten. Oben auf den Gartenmauern und den Dächern saßen andere kleine gepuzte Geschöpfchen mit großen Blumenkörben und ließen einen duffigen, ununterbrochenen Regen von Rosenblättern auf die schreitenden kleinen Ehrendamen hinabrieseln, als ob holde, freundliche Genien die Fülle verheißungsvollen Segens vom Himmel selbst auf die beglückten jüngsten Erdenkinderchen schütteten.

Von diesen weißen Marientöchtern, sah ich, hatte sich eine, sie mochte leicht die niedlichste von allen sein, aus der Reihe ihrer Schwestern gelöst und rückwärts gedrängt und marschirte tapfer mitten in dem Schwarm der ihnen folgenden Knaben, obwohl diese weit minder schön gekleidet waren und weit geringeren Ernst und sittsamen Wandel bewahrten. Einer freilich machte in letzterer Beziehung eine rühmliche Ausnahme, und den eben führte das tapfere, kleine Mädchen an der Hand, immer ein wenig vorauseilend, als ob es seine Schritte leiten wollte. Er war ein schwächtiger, bläßlicher Junge von dürftigen Gliedern und eckigen, reizlosen Zügen, merkwürdig abstechend von den frischen, feurigen Gesichtern und den schlanken, geschmeidigen Gestalten der anderen Bübchen; und noch eines fiel mir seltsam an ihm auf: seine Augen blickten gradeauf zur Mittagssonne, dem heißen, blendenden Glanz, weit und starr geöffnet, und dieser Blick hatte etwas dumpf Verschleiertes, Unbestimmtes, als ob er in nebelhafte Ferne hinaussehe: ich konnte nicht lange zweifeln, der arme Bursche war blind. Um so herzlicher ward meine Theilnahme für die liebevolle junge Führerin erregt; doch ehe ich mir die weichen Kinderzüge recht ins Gedächtniß prägen konnte, war das rührende Pärchen vorübergezogen und verschwand mir in dem zitternden Schleier der dichtschwebenden Rosenblätter.

Und bald auch ward der kleine Zwischenfall in meiner Erinnerung überrauscht und verwischt von der allgemeinen, großen, jubelnden und aufgeregten Festesfreude und den wechselnden, vielgestaltigen und farben glühenden Bildern, die vor meinen freudig bewundernden Blicken vorüberzogen. Warum nur, dachte ich, verschmäht es unsere protestantische Kirche, den reizenden Bund mit der Schönheit und der Freude zu schließen, der hier das Gemüth so leicht und so wundervoll ergreift und bewegt? Mit kühner Menschenkenntniß erfassen und berücken sie hier die bewegliche Phantasie der Kinder und des Volkes, und zwingen das berauschte Gemüth auch willenlos sich dem Höheren, Göttlichen zuzuwenden, das ihnen in so freudenreichem Gewand nahe und schmeichelnd entgegenkommt: uns aber ermüdet in schmucklosen, kalten Räumen ein schwungloser Gottesdienst, der uns Lehren wiederholt

und Ermahnungen, Worte, Worte, wo das Herz mächtigere Klänge verlangt, und das Auge heimlich hinausschaut nach Licht und Farben.

So gingen meine Gedanken. Ich war noch sehr jung, nur so eben aus den Banden der Schule entlassen und kam von frischen Leiden erzwungener sonntäglicher Kirchgänge, die dem Verstand kein Genüge mehr thaten und die Phantasie nicht zu fesseln wußten. Nimmer, das durfte ich mir sagen, war mein Herz von festlicher Andacht so reich bewegt und stimmungsvoll ergriffen worden, als von dieser jubelvollen, brausenden Feier eines seinem Gott in Freuden dienenden Volkes.

Ernsthaft und nachdenklich wanderte ich lange Zeit umher, ohne viel des Weges zu achten, und so kam ich zuletzt, als das frohe Getöse der Procession längst verklungen war, zu einigen abgelegenen Hüttchen am Rande einer rauhabstürzenden Schlucht, von großen Feldern der wunderbarlich gestalteten, stacheligen Cactusfeigen umgeben: Capriße heißt die Stelle und bietet, von unten gesehen, noch mehr als irgend ein anderer Punkt des Eilandes, den fremdartig anmuthenden Anblick eines orientalischen Dertschens.

Und hier erblickte ich vor den Thüren zweier, gerade einander gegenüber liegender, ärmlicher Häuser sitzend, mein sonderbares Kinderpärchen wieder.

Sie ergöhten sich beide damit, auf dem merkwürdigen Instrumentchen des Brummeisens oder der Maultrommel vieltönige, sonderbar zirpende Weisen zu surren und schienen solchen friedlichen Vergnügens kein Ende finden zu können. Das kleine Mädchlein trug noch ihr weißes Festkleid und saß darum achtsam auf einem Stein, sich vor dem Straßenstaube zu hüten. Es sah gar zu allerliebste aus, wie rasch und zierlich sie ihr rothes Mäulchen bewegte, daß die kleinen Zähne weißglänzend zwischen den lustigen Lippen hervorblitzten, indeß ihre feurigen Neuglein voll und unverwandt auf dem blinden Gefährten ruhten. Einmal aber huschten sie doch bei Seite, und da entdeckten sie mich, der in erquickter Betrachtung abseits stehen geblieben war. Sogleich sprang das Kind empor, schlüpfte hurtig zu mir näher, reckte das niedliche braune Händchen aus und rief leicht gedämpften Tones: „Signor, bajoco!“ mit all der liebenswürdigen Bettleranmuth, die jenen zierlichen Geschöpfen eigen ist, mit possirlich klagender Miene und dazu unverwüßlich lachenden Augen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Carmela“, antwortete sie.

„Und der Knabe dort?“

„Der schöne Checco“.

Ich mußte lachen über die sonderbare Ironie in Kindermund.

„Er ist blind?“ fragte ich weiter.

„Ach ja, Signor, er kann gar nichts sehen!“ sagte sie mit einer wunderbar drolligen Miene erhobenen Kummers und streckte sogleich mit geschickter Benützung des günstigen Umstandes die Hand ein wenig zudring-

licher vor. Ich gab ihr eine Kleinigkeit, und flink lief sie damit zu dem Knaben hinüber, kam hinter seinen Rücken, hielt ihm von hinten mit beiden Händen die Augen zu, als ob er sehen könnte, und fragte laut: „Wer ist's?“

Und wie er mit pünktlicher Sicherheit rieth: „Carmela!“, da lachte sie höchst glücklich, ließ das Kupfer in ihrer Hand klingen, gab es ihm und sagte:

„Deine Mutter hat mir diese blanken Goldstücke geliehen, nimm Du sie zurück!“

Der Knabe empfing das Geld ruhig, ergriff dann den Arm des kleinen Dinges und hielt es fest, strich ihm langsam mit der Hand übers Antlitz, nahm dazu eine Miene an, als ob er dasselbe aufmerksam betrachtete und sagte endlich mit eigenthümlich ernster Ueberzeugung im Ton: „Du bist sehr hübsch, Carmela!“

„Ja“, sagte sie, „und Du bist der schöne Checco“.

Jetzt war es mir klar, daß dies Kind mit vollem Bewußtsein zu lügen verstand, obgleich es kaum zehn Jahre zählen konnte: Denn daß der Junge recht häßlich war, konnte sicherlich auch einem Kinderauge nicht entgehen. Desto bessere Wahrheit aber sprach der Blinde, ohne es zu wissen; ein schöneres Kind als Carmela konnte wirklich selbst auf Capri nicht gefunden werden.

Nach diesem seltsamen Zwiegespräch begab sich die Kleine auf ihren Stein zurück und nahm ihr Maultrommelchen von Neuem hervor; und wieder saßen nun die Beiden und zirpten gleich zwei munteren Heimchen ihre zwitschernden Lieder in die Sonne.

Indem trat hinter dem Knaben eine Frau aus der Hütte, gelb, unschön und von ärmlicher Kleidung. Sie trug einen leeren Korb am Arm; ehe sie damit fortging, preßte sie den Checco fast heftig an sich und küßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, dann reichte sie Carmela die Hand mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit, wie etwa gut königstreue Leute ein kleines Prinzesschen begrüßen würden, und ging.

Ich gesellte mich zu ihr und befragte sie über ihren Sohn; es entfiel mir dabei unwillkürlich das zweimal gehörte Wort „der schöne Checco“, höchst taktlos, wie es mir alsbald scheinen wollte. Sie aber blickte mich nur sehr freundlich an und sagte:

„Wißt Ihr's schon, Herr, daß er so heißt? Ihr seht wohl, es ist nicht wahr, daß er schön ist, aber wir nennen ihn alle so; Carmela, die Kleine dort, hat's zuerst erfunden, ich weiß nicht, ob aus Neckerei oder Thorheit, aber ich hab es angenommen und festgehalten, und nun sind die andern Leute auch so gut und geben ihm den Namen aus Mitleid: Ihr müßt wissen, als ich jung war, bin ich auch so häßlich gewesen“ — weiß Gott, die gute Frau war's immer noch! — „und davon habe ich viel Kummer gelitten, denn wer häßlich ist, gilt nichts in diesem boshafsten Volk: la brutta Teresina nannten sie mich und verspotteten und mißachteten mich.“

Seht, und das möchte ich dem armen Kinde ersparen und habe ihm weiß gemacht, er sei schön und reich und glücklich, und die Leute, glaube ich, wollen an ihm gut machen, was sie vordem an mir Uebles gethan, und sagen ihm dasselbe, und Carmela am allermeisten: und er muß es dann wohl glauben, seit ihm Gott gegeben hat, daß er blind wurde“ —

„Ist er denn unheilbar?“ fragte ich sehr bewegt.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte sie ruhig. „Don Clemente, der Priester, erlaubte es nicht, daß ich ihn zu einem Arzt nach Neapel bringe. Und es wird auch wohl so am besten sein, da Gott es nun einmal gefügt hat“.

Eben wollte ich der verblendeten Mutter eine heftig zurechtweisende Antwort geben, als sie auf einmal lebhaft ausrief:

„Ei wunderbar, dort kommt gerade Don Clemente, von dem ich sprach, die Straße herauf, da könnt Ihr Euch seine Meinung erklären lassen, wenn Ihr wollt, Herr, obgleich ich fürchte, Ihr werdet sie nicht verstehen, denn Ihr seid vielleicht Protestant“.

„Das bin ich“, sagte ich, „aber ich werde doch versuchen, es zu begreifen“.

Ich war wirklich naseweis genug, den Priester zornigen Eifers zur Rede setzen zu wollen. Freilich, sobald ich Don Clemente näher ins Auge faßte, entsank mir doch ein wenig der Muth. Vielleicht nie im Leben habe ich einen gleich schönen und würdevollen Männerkopf gesehen — er erinnerte mich sofort unabweislich an Lionardo da Vinci — er mochte ein Sechziger sein, das volle Haupthaar und sein wallender Bart waren schneeweiß, die Züge des Gesichtes hätten dafür sonst jugendlich scheinen können, wäre nicht der tiefe, leidenschaftslose, milde Ernst gewesen, der etwas wunderbar Zwingendes, Ueberlegenes hatte, und dem ich sogleich im Herzen mich heimlich beugte, obwohl ich es ganz anders im Sinne gehabt hatte.

Ich stellte ihn nicht zur Rede, sondern bat ihn sehr bescheiden um gütige Auskunft, wie es sich mit der Blindheit des jungen Checco und deren Heilbarkeit verhalte. Mit großer Freundlichkeit nahm er meine Nachfrage auf und lud mich ein, ihn zu seinem Hause zu begleiten, denn es sei eine eigenartige Geschichte, die sich nicht mit ein paar Worten abmachen lasse. Ich war gern bereit, und die Frau verabschiedete sich von ihm mit einem demüthigen Handkuß.

Das Haus des Priesters öffnete sich mit einer überwölbten Veranda nach der absteigenden Seite der schrägen Ebene von Anacapri und gewährte eine weite, wunderherrliche Aussicht auf das Meer und die schöne Schwesterinsel Ischia. Er nöthigte mich auf einen Platz, der mir den freien Blick hinaus gestattete, während er selbst mir gegenüber jener Schönheit gleichmüthig den Rücken kehrte. Ein uraltes verwittertes Mütterchen brachte eine Flasche Wein, Don Clemente füllte die beiden Gläser und begann ohne weitere Einleitung seine Rede.

„Ihr habt die Teresa gesehen“, sagte er mit einer stillen, tiefen Stimme,

„und werdet glauben, daß sie auch in ihrer Jugend nimmer schön und anmuthig gewesen ist. Nun ist das Volk hier im Lande sündhaft und vermessen und hat zu große Augen auf leibliche und irdische Schönheit, Jedermann sieht zuerst Gestalt und Angesicht eines Menschen an und vergißt, nach seinem Herzen zu fragen: und so ward auch die Teresa nicht eben zum Besten von ihnen behandelt, obwohl ich die junge Dirne nach Kräften vor Spott und Verschmähung zu schützen suchte. Aber ihr eigenes Herz vermochte ich dennoch nicht vor Troß und fressender Bitterniß zu bewahren: vergebens ermahnte ich sie, sich vor dem Herrn zu beugen und seinen allweisen Willen geschehen zu lassen und ihm ihr wildstürmisches und unbußfertiges Herz zum Opfer darzubringen, sie aber mochte von solchem Trost nichts hören, verfiel in tiefe Verzagttheit vor den Menschen und begann mit diesen nicht sowohl, die ihr übel begegneten, als mit Gott selber zu hadern, der sie so armselig geschaffen und ihr alles verweigert habe, was den Andern zu Glück und Freude verhelfe.

Ich verstand nun wohl, daß es eine heimliche Sehnsucht nach Liebe war, die ihr von den Männern allen versagt ward wegen ihrer Häßlichkeit, was an ihrem Herzen zehrte, und deshalb übte ich eine Weile Geduld mit ihr, obgleich ihr unchristliches Gebahren je und je lauter und ärger wurde. Und eines Tages, es war Frohnleichnamsfest wie heute und die Procession war mit allem Gepränge umgezogen, da fand ich Teresina am Wege niedergefunken halb unter den Cactusstauden, und an den Stacheln hatte sie sich die Stirne blutig geritzt, ohne es zu achten. Da glaubte ich, sie habe sich wie der heilige Franciscus von Assisi unter die Dornen geworfen, um ihre trotzigen Begierden zu geißeln und zu zähmen, und redete darum gütig und tröstend zu ihr. Sie aber erhob sich schnell und war zornmüthiger als je zuvor und rief: „Ich habe die Kinder bei dem Festzuge gesehen, die süßen, holdseligen Engelchen, und ich konnte den Anblick nicht mehr ertragen, wie glücklich all ihre Mütter waren, die mit ihnen gehen durften, und ich will dies Elend auch nicht länger erdulden, ich will auch ein Kind haben wie die Andern, das ich pflegen und nähren und lieben kann!“

So rief sie mit gewaltfamer Stimme voll herber Leidenschaft. Und wie ich sie nun zu Verstand und Geduld ermahnte und daß sie demüthig und ruhig beten solle, ob es vielleicht dem Herrn gefalle, ihr auch so das Herz eines redlichen und bescheidenen Mannes zu öffnen, da schrie sie noch heftiger mit frevelhafter Vermessenheit: „Ich will keinen Mann, denn sie sind alle Narren und verdrießliche Gecken, die nichts können als mit hübschen Puppen spielen, ich will nichts als ein Kind, ein einziges kleines Kind, das mein ist und mein allein, und weiter verlange ich nichts auf der ganzen Welt. Ein Kind will ich haben, ob Ihr und die Andern es wollt oder nicht!“

Als ich ihr nun mit Ernst und größerer Strenge die Sündhaftigkeit solcher Rede verwies, lief sie plötzlich davon, ohne mir weitere Antwort zu geben, und ich blieb zurück verwundert und betreten über eine so große Ver-

derbtheit und so ungebändigte Wünsche einer weiblichen Creatur. Am andern Tage aber war sie von Anacapri und auch unten von der Insel verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gegangen und wo sie verblieben sei. Die Meisten dachten, sie habe sich freiwillig ein Leids angethan und fingen an zu bereuen, daß sie zuvor nicht freundlicher und liebevoller mit ihr verfahren seien. Und in dieser Gesinnung bestärkte ich sie mit aller Macht; mir selbst aber ahnte wohl, welchen Weges das unglückliche Geschöpf gegangen sei. Und ich gab es auf, sie dem Heil wiederzugewinnen und zu bessern und empfahl sie allein noch der letzten Gnade Gottes, dessen allmächtiger Wille ja Alles zum Besten fügt.

Nach einigen Monden aber kam sie dennoch wieder und war ganz fröhlich und guten Muthes wie nie zuvor, sie scherzte und plauderte mit den Leuten, die nun auch freundlicher zu ihr geworden waren. Niemand aber wußte, was sie so verwandelt hatte, als ich allein. Denn ich merkte es daran, daß sie nie mehr zur Beichte kam, und ich erkannte, daß ihre neue Steifheit nichts war als eine neue Verstocktheit ihres Herzens.

Und später ward ihre Sünde aller Welt offenbar, denn sie gab einem Knaben das Leben und war nun ganz zufrieden und glücklich; so sehr war ihre Verderbtheit schon gewachsen, daß sie sich weder um der Menschen Tadel noch um das Wort der heiligen Kirche kümmerte.

Bald genug aber zeigte sich's, daß dies arme Kindlein der Sünde allzu sehr nach dem Bilde seiner Mutter gerieth und unansehnlich und unlieblich von Gestalt und Angesicht ward, wie sie selber. Da gedachte ich ihren starren Sinn noch zu brechen und zur Buße zu bringen, ging zu ihr und redete ihr so in's Gewissen: Siehe, Teresa, blicke Dein Kind an, das Du in Sünden geboren hast, und erkenne daran die strafende Hand Gottes, die Dich in ihm geschlagen hat, denn Du siehst, es ist häßlich und gräulich von Ansehen und ganz Dir gleichend, und die Menschen werden an ihm keine Lust haben, so wenig sie Dich selber mit Freuden angeschaut haben. Und Alles, was Du selbst um Deiner Mißgestalt willen erduldet hast, wird diesem Knaben ebenso widerfahren, auf daß Du zur Buße gewendet werdest, wenn Du mit Schrecken die Wahrheit des heiligen Gottesfluches erkennst: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

So redete ich zu ihr mit starken Worten, um sie desto gewisser zu erschüttern. Und wirklich glaubte ich im Anfang, daß mein Werk an ihr gelingen sollte, denn sie ward bleich und stumm und starrete mit bange forschenden Blicken das Kindlein auf ihrem Schoße an, das im Schlafe lag und darum nicht schöner war, als wenn es wachte. Ich schwieg, um ihr Zeit zu lassen, ihr trotziges Herz in der Stille zu beugen und vor dem Herrn zu demüthigen; da auf einmal schlug das Geschöpf erwachend die Augen zu seiner Mutter auf, und in derselben Secunde verwandelten sich

ihre Züge und ihr Sinn, und laut jauchzend rief sie aus: O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!

Und die alte verstockte Fröhlichkeit überkam sie ärger als ich es sonst gesehen. Da verzweifelte ich an ihr, ließ sie in ihrer Unbußfertigkeit und ohne Beichte weiter leben und stellte ihre Befehring der Hand des Herrn selber anheim.

Und der Tag kam, daß meine Fürbitte erhört ward: der Knabe verzief in eine schwere Krankheit, und als er genas, war das Licht seiner Augen geschwunden und er war blind geblieben.

Ich erkannte den furchtbaren Wink Gottes und offenbarte ihn auch dem sündigen Weibe: Teresa, sagte ich, gedenkst Du noch dessen, wie Du mir einst in verstocktem Hochmuth die herrlichen Augen Deines Kindes gepriesen? Nun siehe, an eben diesen Augen hat der Herr Dich jetzt heimgesucht und gezüchtigt, daß seine Macht offenbar werde und das Wort, das er auf dem Sinai zu Mose gesprochen: die Sünden der Väter will ich heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

Da stand das Weib erschüttert und vernichtet, und ihr lautloser Jammer war so groß, daß mein Herz von Mitleid übermannt und fast von der heilsamen Strenge abgewendet ward. Aber noch einmal versuchte sie aus eigener Kraft und ohne die Hilfe der Kirche, sich zu sündigem Troß emporzuringen, und sie sagte zu mir: O Don Clemente, er wird nicht blind bleiben, sicherlich giebt es Aerzte drüben in Neapel, die ihn heilen können; ich will fortan doppelt arbeiten bei Nacht und bei Tag, um das Geld zu gewinnen, dessen ich bedarf, ihn hinüber zu führen und heilen zu lassen!

Vor so grenzenlosem Hochmuth und unbußfertigem Sinn verschwand mein voriges Erbarmen, ich ergrimmete heftig und fuhr sie mit harter Stimme an: Unselige, willst Du in Deinem Wahnsinn dem göttlichen Rächer frech in den strafend erhobenen Arm fallen? Weißt Du nicht, daß er Macht hat, Dich dreimal gewaltiger zu schlagen, wenn Du seiner mildereren Zucht trotzig widerstrebst? Wahrlich, ich sage Dir, was der Geist mir weißsagt: an dem Tage, da eine weltliche Hand sich vermäße, dieser gottgeschlagenen Creatur das Augenlicht wieder zu geben, würde das Kind alsbald von Dir genommen werden und des Todes sterben!

Ich weiß nur, daß diese schrecklichen Worte nicht aus meinem eigenen Geiste kamen, denn ich hatte sie nicht zuvor gedacht, sondern ein Höherer legte sie mir auf die Lippen, und darum hatten sie auch die Kraft, das widerspenstige Herz des schuldigen Weibes endlich zu brechen und zu Boden zu drücken. Wie im Sturm herfahrend hatte der Herr ihre Seele gefunden und emporgerissen; fortan wich der Geist hochmüthiger und leichtfertiger Fröhlichkeit von ihr, sie ward eine treue und reuige Tochter der Kirche und trug in still duldendem Leide das Unglück, das der rächende Gott in ihrem Kinde auf sie selber gelegt. Und nimmer wagte sie mit eigener frevelnder Hand einzugreifen, sondern weiß, wenn es Gottes Wille ist, so hat er die

Mittel ohne unser unheiliges Zuthun den Knaben von seinem Uebel zu erlösen. Meine Fürbitte aber vereint sich täglich mit der ihrigen, doch noch hat uns der Unerforschliche keine Erhörung gegeben“.

Soweit ging die Erzählung des Priesters Don Clemente. Seine Sprache hatte etwas merkwürdig Ruhiges und Maßvolles, das zuweilen in seltsamen Gegensatz zu seinen Worten trat; und eben diese Ruhe übte auf mein jugendliches Gemüth einen unwiderstehlich bannenden Zauber, daß ich nicht ein einziges Mal ihn auch nur mit einem Ausruf zu unterbrechen wagte, sondern stillschweigend und ehrfurchtsvoll seinen Worten lauschte, so sehr mich auch deren Inhalt aufregte und erschütterte — empörte, darf ich nicht sagen, denn ich hatte nicht einmal den Muth, dieses Gefühl in meinem eignen Innern aufkommen zu lassen. Ich wunderte mich keinen Augenblick, daß die unglückliche Teresa dem Einfluß dieses Mannes schließlich erlegen war, ich begriff nur das nicht, durch welche Kraft sie ihm so lange hatte widerstehen können. Er saß jetzt schweigend und sinnend gleich mir, seine großen, stillen Augen waren nicht auf mich gerichtet, und doch war es mir, als hielten sie mich unausweichlich fest in ihrem Bereich, als suchten sie jedes Zucken meiner Wimper, jede Regung meiner Lippen; nur ganz schüchterne Blicke wagte ich auf sein Antlitz zu werfen, aber immer von Neuem staunte ich dann über die Marmor-schönheit desselben und den Ausdruck abgeschlossener, ruhiger, ja milder Klarheit in seinen Zügen. Mit jedem Augenblicke ward mir dieser seltsame Mensch mehr zu einem schönen, unheimlichen Räthsel. Ich schauderte vor seiner Erzählung, und ich war begeistert von seiner Persönlichkeit — wie ich noch vor Kurzem mich für den Lehrer am vollsten begeistert hatte, den ich am meisten fürchtete.

Ganz allmählich gestaltete sich auf Don Clementes Lippen ein Lächeln, so leise, so fein, so unmerklich, wie es manche griechische Bildwerke der aller-edelsten Zeit der Kunst zeigen: und mit diesem Lächeln reichte er mir die Hand und sagte ohne jeden besonderen Ausdruck:

„Ihr seid Protestant, junger Herr“.

Aber mir war, als habe er mir bis in's innerste Herz gesehen, und ich . . . ich . . . ja, ich schämte mich in diesem einen Augenblick vor diesem einen Menschen, daß ich Protestant war. Ich hatte so ungefähr das Gefühl, als wenn jener still gefürchtete Lehrer bei Besprechung irgend einer tieferen Frage plötzlich mit den Worten abbrach: „Doch die Erörterung dieser Dinge paßt wohl noch nicht ganz für Ihre augenblickliche geistige Entwicklung“. Wir waren dann jedesmal so vollkommen überzeugt gewesen, daß diese Erörterung wirklich jetzt und noch lange nicht für unsere geistige Entwicklung paßte!

Ich war freundlich und in Gnaden entlassen.

Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! tönte es unablässig vor meinen Ohren mit jener leidenschaftslosen Stimme des schönen Greises, die keinen heftigeren Ausdruck hatte, als wenn er ein stilles Naturgesetz verkündet hätte: die Blätter des

Frühlings welken im Herbst, oder: jedes Ding hat seine Zeit, oder dergleichen harmlose und schwer zu leugnende Wahrheiten. Jedesmal, wenn er jenes furchtbare Wort gesprochen, hatte mir die gnadenreiche Entgegnung auf den Lippen geschwebt:

„Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch!“ Aber über die Lippen war sie nicht hinausgetreten; wie hätte ich es gewagt! Wie hätte ich es vor den Manen des Dichters verantworten können, daß dieser sich von dem wunderbaren Priester mit jenem unbeschreiblichen Lächeln hätte sagen lassen müssen: Ihr seid Protestant, junger Herr! . . .

Am nächsten Tage verließ ich die Insel Capri: ich kann wohl sagen, ich floh vor Don Clemente.

* * *

Eine Reihe von Jahren war dahingegangen. Ich hatte daheim in den Nebeln des Nordens nach Kräften mir die Fackel der Wissenschaft leuchten lassen und hatte dann begonnen, mich der praktischen Verwerthung der gewonnenen Kenntnisse in Ausübung des ärztlichen Berufes hinzugeben. Wie oft geschah es mir jetzt in den Hütten der Armuth, der Verkommenheit und des Lasters, daß ich meines Don Clemente gedenken mußte und der schrecklichen Wahrheit seines Spruches: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! Nun freilich, wir thun unser Weniges, so gut wir können, diese Wahrheit zu bekämpfen und, wo es geht, aufzuheben oder doch abzustumpfen.

Naturwissenschaftliche Zwecke führten mich endlich einmal wieder über Alpen und Apenninen nach Neapel und stillten eine lange, heimlich genährte Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Schönheit. Ich versagte es mir nicht, auch das liebe Eiland Capri wieder zu besuchen und mich nach den Schicksalen von Land und Leuten umzusehen. Ich fand gar manches Neue, prächtige Gasthöfe und Fremdenhäuser waren unten in der Stadt entstanden, und nach Anacapri hinauf führte, statt der uralten steilen Felsentreppe, ein neuer, eingesprengter und aufgemauerter Weg in stolzen, behaglichen Windungen um den Berg herum. Dort oben kehrte ich ein bei meinem alten, wackern und wohlgethanen Wirth Don Salvatore. Er begrüßte mich mit Freuden, führte mich unter sein freundliches, säulengetragenes Nebendach und brachte eine Flasche von seinem besten, selbstgezogenen Capri bianco.

„Nun, Salvatore“, sagte ich, nachdem ich denselben gekostet und bewährt erfunden, „Neuigkeiten aus dem Lande! Mir ist's hier wieder so grundbehaglich, als wäre ich vollberechtigt als ein Kind Curer Insel, und ich höre gern, wie es den Menschen geht, die ihren lieben schmalen Raum bewohnen“.

„Nicht grade viel verändert, Signor. Hier und da ist Einer todt; mein Gott, was hilft es? Andere sind dafür jung und Andre groß geworden. Neue Paare giebt es auch jedes Jahr“.

„Das wäre so im Allgemeinen der Lauf der großen Welt auch. Doch im Besonderen: lebt Don Clemente noch?“

„Freilich lebt er und predigt und denkt nicht daran, so bald zu sterben, obgleich er wohl an die Siebzig schon herankommt“.

„Wie gehts dem Checco?“

„Welchem Checco, Herr? Es giebt gar viele dieses Namens im Lande“.

„Dem blinden, meine ich“.

„Ach, dem schönen Checco?“

„Trägt er immer noch den wunderlichen Namen?“

„Ja. Und er ist jetzt ein rechtes Glückskind geworden!“

„Ei, seht doch, der arme Blinde! Und worin liegt sein Glück? — Lebt seine Mutter noch?“

„Nein, die Teresina ist todt seit zwei Jahren. Man sagt, das Sterben sei ihr übermäßig schwer geworden, sie habe mit dem Tode gerungen wie mit einem bösen Thier, denn sie wollte durchaus nicht sterben, aus Sorge, es möchte ihrem Sohn ohne sie übel und traurig ergehen. Und in ihrem letzten Augenblick hat sie laut und schrecklich nach einem Arzt geschrieen, seine Augen zu heilen, ehe sie stürbe. Aber es hat ihr nichts genützt, der Tod war doch am Ende stärker als sie, er zwingt ja zuletzt uns alle auch“.

„Wenigstens macht das die Erfahrung der letzten paar Jahrtausende einigermaßen wahrscheinlich. Das arme Geschöpf hätte es auch wohl bedenken sollen. Aber was ward aus dem Knaben?“

„Man merkt, Herr, daß Ihr wirklich lange von hier fort seid! Der schöne Checco ist längst kein Knabe mehr, er ist ein Mann geworden, und seit einigen Wochen sogar ein Ehemann. Und eben deshalb nannte ich ihn ein Glückskind, denn das allerhübscheste Mädchen von Anacapri hat er zur Frau bekommen. Allerdings, was nützt es ihm? Er kann sie ja doch nicht sehen. Aber Ihr solltet hingehen, Herr, und sie betrachten, sie ist wahrhaftig eine Sehenswürdigkeit! Carmela heißt sie“.

„Carmela? Doch nicht gar das nette Kindchen, das ihm gegenüber wohnte?“

„Doch, freilich, grade die. Ihr kennt sie also?“

„O wohl, ich sehe das prächtige Dingchen noch wie heute vor mir, wie es mit seinen hübschen Lippen so lustig auf dem Brummeisen zirpte, und wie zierlich es dann bettelte: „Signor bajocc!“ und die Augen so sonnenhell dazu lachten“.

„Das thun die Augen noch, aber sie können nun auch Feuer sprühen, daß es einem an's Herz gehen kann, so alt man auch ist. Und groß ist sie geworden und wohlgewachsen und von feinem Gang, ich sage Euch, es ist eine Lust, das liebe Geschöpf nur anzusehen“.

„Das muß man schon glauben, da es Euch so jugendlich in Feuer bringt, Don Salvatore. Aber wie ist es denn gekommen, daß solche Perle keine schönere Fassung fand? Man weiß doch sonst die Schönheit hier zu schätzen, und ich bin sicher, daß Carmela Andere genug finden konnte, die

doch besser waren als grade ein armer blinder Junge, der obendrein recht häßlich war, seinem Namen zum Troß“.

„Ja, und das ist er auch heute noch. Und da habt ihr Recht, sie hätte haben können wen sie wollte; zum Mindesten ein Duzend von den jungen Burschen war längst halb toll nach dem schönen Kinde. Aber sie wollte es nicht anders, sie verschmähte Alle und nahm den blinden Krüppel“.

„Unbegreiflich! Und wie erklärt man sich ihren seltsamen Geschmack?“

„Ei Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist sie durch ihre Lügen selbst daran schuld. Sie hat ihm so oft vorgelogen, er sei der schönste und reichste und beste Mensch im Lande, bis sie's am Ende wahrhaftig selbst geglaubt hat, wie's ja wohl Manchem geschieht, der Anderen ein Märchen aufbinden will: hat er es erst ein paar Mal erzählt, so fängt er an, es selbst für wahr zu halten, und zuletzt schwört er darauf und ist dumm geworden, wo er Andere betriegen wollte. Und so erkläre ich mir auch diese Seltsamkeit. Im Uebrigen ging die Sache ganz einfach zu: als seine Mutter todt war, wäre er wohl ganz einsam, elend und verlassen gewesen — denn Don Clemente that zwar viel für ihn, konnte doch aber nicht immer um ihn sein — wenn nicht das wunderliche Kind Carmela ihn getröstet und heimlich für ihn gesorgt hätte. Sie pflegte ihn nicht schlechter, als seine Mutter früher, brachte ihm sein Essen und seinen Wein, und, was das Sonderbarste dabei war, sie stellte sich, als ob sie das alles nur um Lohn thäte. Denn ich sagte Euch schon, sie hatte ihm immer vorgegeschwätzt, er sei reich genug, und nun gab sie ihm manchmal Geld und sagte: Der und Der hat's gebracht als Pacht für Deine Vigne oder Deinen Delgarten! Und dann ließ sie sich zum Schein ihre Mühe davon bezahlen. Sie extrug es auch geduldig, daß man sie um dieses Treibens willen schalt und ihrer spottete; denn Ihr dürft glauben, daß schon damals mancher von den jungen Leuten neidisch und eifersüchtig war auf den Blinden, obgleich Carmela doch noch ein ganzes Kind war. Ja, ihre eigene Mutter tadelte sie, nicht aus bösem Willen, denn sie gönnte dem Checco gewißlich alles Gute, aber sie meinte, ihre Tochter verschwende thöricht ihr eigenes Gut an einen Bettler, der ihr nimmermehr vergelten könne, was sie an ihm gethan. Das Kind schwieg dazu, gehorchte ihr aber nicht. Auch war es nicht so gar arg mit der Verschleuderung ihres Gutes, denn Carmelas Mutter war so arm nicht, daß sie nicht den Checco und wenn's nöthig war, noch Einige dazu von ihrem Pachtzins hätte ernähren können.“

So lebte das zarte Geschöpfchen ganz und gar für den verlassenen Checco und war ihm Alles, Mutter und Schwester zugleich: und da hat sie sich's denn wohl allmählich so angewöhnt, daß sie's nicht mehr lassen konnte.

Nun starb vor Kurzem auch ihre Mutter. Und weil sie jetzt ganz erwachsen war, so sah sie ein, daß sie nicht gut so ganz allein für sich leben konnte, und sie beschloß, sich kurz und gut einen Mann zu nehmen. Sie wollte aber durchaus keinen Anderen wählen, als ihren Checco, obgleich alle

Welt und nicht bloß ihre Liebhaber ihr mit großem Geschrei davon abredeten: sie blieb bei ihrem Willen. Denn, sagte sie, der Checco muß zu Grunde gehen, wenn ich ihn verlasse. Und darin hatte sie wohl so ganz Unrecht nicht. Kurzum, eines Tages, als er sich von ihrer Gabe satt gegessen hatte, fragte sie ihn ernstlich, ob er sie etwa heirathen wollte; er sei der Einzige, der schön genug für sie wäre.

Der gute Junge hat sicherlich nie zuvor an solche Streiche gedacht, er war immerdar zufrieden gewesen mit dem, was er hatte. Doch, wie er ihren Vorschlag vernommen hatte, sagte er gerne Ja, weil er sie von Herzen lieb hatte und sie in seinem reichen Haus zu ernähren und zu schirmen meinte; Ihr erinnert Euch, Herr, daß sie ihm dergleichen Flausen vorge- macht hatte. Und so sind sie denn wirklich ein richtiges Paar geworden, das wunderbarste freilich, das man sich denken kann. Der Checco aber ist seitdem ganz und gar zu einem rechten Narren geworden, er bildet sich Wunder was ein auf seine Schönheit und Herrlichkeit, spreizt sich und dreht sich wie ein Hahn, und geberdet sich als ein so großer Geck, daß man ihm oft am liebsten derbe in's Angesicht sagte, was er für eine Spottgeburt ist, wenn's Einem nicht doch immer wieder zu wehmüthig wäre, dem armfeligen Krüppel das Bißchen alberne Freude an sich selbst zu nehmen. Und glauben würde er's wahrscheinlich doch nicht. Das tolle Kind Carmela aber hat nur alle Tage ihre Lust an dem thörichten Wesen, findet nie ein Ende des Lachens und spielt mit ihm so recht wie mit einer angenehmen Puppe, nur mit mehr Geduld und Sorgfalt, als es Kinder sonst zu thun pflegen. Nun seht Ihr, Herr, was für absonderliche Dinge auch in unserm kleinen Erden- winkel geschehen können“.

Don Salvatore schwieg, trank sein Glas behaglich schlürfend aus und lachte still vor sich hin. Mir aber wollte kein Lachen über die eigenartige Thorheit des Kindes Carmela kommen, vielmehr ergriff mich eine Sehnsucht, die beiden seltsamen jungen Wesen in ihrem neuen Glücke zu sehen, und obgleich die Sonne hoch im Mittag stand und gewaltig herniederbrannte, machte ich mich doch alsbald einsam auf den Weg nach Caprile, sie in ihrem kleinen Heim zu besuchen.

Leicht fand ich die wohlbekanntnen Häuschen, die in altem Frieden noch sich gegenüberstanden; voll und freudig glänzte die Sonne darauf, mit heißem, segenvollem Duft das Land umspielend; ringsum blühten die Cactusfelder, von den Dächern stiegen leise Rauchwolken, behaglich kräuselnd, in die heitere Luft. Wohlighit ruhevollte Mittagsstille herrschte überall.

Und siehe, dort saßen die Beiden im vertrauten Schatten, doch nun beisammen vor einer Thür, auf derselben Schwelle, ein harmloses Bild kindlich genügsamen Glückes. Der Blinde flocht an einem Korbe, indeß Carmela neben ihm mit flinker Hand die Spindel drehte. Und fürwahr, Don Salvatore hatte nicht zuviel gesagt: sie war ein süßes, reizendes Weib geworden; wie anmüthig sich die vollen dunklen Haare hinten knoteten, und

wie einfach-prächtigt das bunte Kopfstuch über der bräunlichen Stirn saß! Das edle Köpfchen auf den feinen Schultern neigte sich leicht zur Seite und blinzte liebevoll aus den schwarzen Augen zu dem stillschaffenden Gefährten hinüber, und das sonnige Kinderlächeln schwebte noch ganz wie ehemals um die freundlichen Lippen.

Ein Weilchen ersättigte ich mich an dem lieblichen Aublick; dann trat ich hinzu und redete sie an. Natürlich kannten sie mich nicht; als ich aber sagte, ich habe sie als Kinder gesehen und gern gehabt, da freuten sie sich beide, luden mich ein, in ihrem Schatten zu weilen, und ich blieb. Ich bemerkte, daß der Checco alsbald mit drollig eitlem Bestreben mir gegenüber eine ansehnliche Position einnahm und sich vollbewußt an seiner Hausherrnwürde erlabte, während sein kindisches Weibchen ihm mit schelmisch-vergnügtem Lachen die Haare ein wenig zurechtstrich, als gälte es, seiner erdichteten Schönheit den letzten Abschluß zu geben.

Ich bat das Pärchen, mir wie sonst auf dem Eisen ein Lied zu summen; und sie thaten es gern, und friedlich und lustig klimperten die anspruchlosen Weisen in den quellenden Sonnenschein hinaus. Währenddessen beugte ich mich unvermerkt zu Checco nieder und forschte in seinen Augen — und wirklich, ich konnte mich nicht täuschen, das Herz schlug mir in freudiger Erregung: dem armen Burschen mußte zu helfen sein, hätte vor langen Jahren schon geholfen werden können: seine Blindheit war unzweifelhaft heilbar für eine kundige und geschickte Hand!

Nachdem ich mich dieser Entdeckung vergewissert zu haben glaubte, stand ich auf, gab dem Checco die Hand zum Abschied und winkte Carmela heimlich, mir ein wenig abseits zu folgen. Sie gehorchte willig mit leichter Verwunderung, und als wir weit genug von ihrem jungen Gatten entfernt waren, um nicht mehr von ihm gehört zu werden, sagte ich ernst zu ihr:

„Wißt Ihr, Carmela, daß es vielleicht mir gelingen könnte, Euer Checco von seiner Blindheit zu heilen?“

Sie blickte ohne große Ueberraschung zu mir auf und sagte ruhig:

„Ich dachte es wohl, daß es möglich wäre. Aber was hilft's? Es darf ja nicht sein“.

„Und warum dürfte es nicht sein?“ fragte ich kopfschüttelnd.

„Don Clemente!“ erwiederte sie bedeutsam, und ich verstand sie. Doch ich war nicht gesonnen, den finstern Einflüssen jenes seltsamen Priesters nachzugeben, vielmehr wollte ich mit allen Kräften das durchführen, was mir die Pflicht meines Berufes befahl.

„Carmela“, drang ich eifrig in sie, „besinnt Euch, Don Clemente hat keinerlei Macht über Euch, daß er Euch zwingen könnte, seiner grausamen Strenge gehorsam zu sein, wenn ihr verständig seid und Euer Glück nicht selbst in den Weg treten wollt. Bedenket nur, wie anders würde Euer Leben werden, wenn der Checco wieder sehen könnte, ein ganzer Mann wäre,

wie andere Gesunde und mit treuer Arbeit für Euch sorgen könnte, statt daß ihr jetzt ihn zu pflegen habt, als wenn er ein Kind wäre“.

Sie blickte eine kurze Weile nachdenklich vor sich hin; dann hob sie die lachenden Kinderaugen auf und sagte ganz vergnüglich:

„Aber warum soll es denn anders werden? Ich habe doch immer für ihn gesorgt, und es ist mir niemals leid gewesen. Wäre der Checco sehend und schön — denn Ihr müßt wissen, Herr, daß wir ihn den schönen Checco nennen, geschieht nur um feinetwillen, ich weiß es besser — dann würden ihn wohl andere Mädchen geliebt haben und könnten vielleicht mehr und Besseres für ihn thun, das wäre mir aber garnicht lieb. Ich will ihn ganz für mich allein haben, und wenn er wie ein Kind ist, so schadet das nichts, so bin ich eben seine Mutter und werde ihn sein Leben lang pflegen so gut wie es früher Donna Teresa gethan. Darum mag nur lieber Alles beim Alten bleiben, ich bin es ganz zufrieden und verlange nichts Besseres, als Gott mir gegeben hat“.

Ich war in meinem Innern nicht wenig aufgebracht über einen so stumpfen Gleichmuth, wie er diesem kindischen Geschöpfe innezuwohnen schien; doch ich hielt an mich und versuchte es nach kurzem Besinnen noch mit einem anderen Mittel, sie zu überreden.

„Seht, Carmela“, sprach ich geduldig, „Ihr könnt nicht leugnen, wenn Ihr Euch je im Spiegel betrachtet habt, was ich wohl glauben darf, oder wenn Ihr andere Leute habt reden hören, daß der liebe Gott Euch als eine sehr schöne kleine Person geschaffen hat. Ist es nun aber nicht jämmerlich schade, daß der arme Checco, der vor Gott und den Menschen Euer rechtmäßiger Gatte ist, niemals mit seinen Augen sehen soll, welcher reizendes Weibchen er sein eigen nennt? Daß er Eure Schönheit niemals bewundern, ja Euch niemals aus ganzem feurigen Herzen lieben lernen soll? Denn Ihr wißt doch, daß es keinen besseren Führer zur Liebe giebt, als die sehenden, bewundernden Augen!“

Carmela war sehr nachdenklich geworden; sie schwieg und ließ ihre Augen langsam an ihrer eigenen gepriesenen Person herniedergleiten.

„Ich habe die Augen nicht gebraucht zur Liebe“, sagte sie plötzlich halb träumerisch, wie zu sich selber sprechend — und die Widerlegung meines kühnen Satzes war freilich so schlagend, daß ich es bereits gänzlich aufgab, dies verstockte Gehirnen zur Vernunft umzustimmen. Doch ich verzweifelte zu früh; ich hatte dennoch eine empfindliche Saite berührt, die nun leise nachzutönen begann.

„Es wäre ja allerdings recht hübsch“, sprach sie nach einer neuen Pause einlenkend, „wenn er mich wirklich zu sehen bekäme; ich glaube wohl, daß er sich freuen würde. Und vielleicht gefiel ich ihm sehr — es ist wahr, er könnte mich noch anders und mehr lieben, als er es jetzt thut; und er kann doch am Ende nicht immer ein Kind bleiben. Aber es ist

schade, es geht doch nicht, denn Don Clemente hat ein schweres Unheil prophezeit, wenn wir dem Walten Gottes eigenmächtig vorzugreifen wagten“.

„Wie aber, wenn nicht Ihr und er, sondern ich es wäre, der hier vorgriffe, wie sollte euch da ein Unheil treffen? Mir aber scheint es sogar, als würde ich vielmehr nur einem gütigen Wink der Vorsehung folgen: dürfen wir es denn nicht als einen solchen Wink betrachten, daß gerade ich ein Arzt, durch einen scheinbaren Zufall Euch gefunden und den Zustand seiner Augen entdeckt habe?“

„Das möget Ihr am besten mit Don Clemente weiter bereden; doch ich weiß nicht, ob er's erlauben wird; ich möchte es ja so gern, aber ich wage es nimmermehr“.

Nun, ich merkte, daß das Eis so ziemlich gebrochen war und daß es nur auf mich ankam, mit Energie und Eile vorzugehen. Ich empfahl ihr deshalb dringend, gegen ihren Mann, und vorkommenden Falls besonders auch gegen Don Clemente über meinen Vorschlag zu schweigen, und stellte ihr einen erneuten Besuch nach einigen Stunden in Aussicht.

Es schien, als ob sie das lieber nicht gehört haben wollte, denn sie entschlüpfte mir mit einem kurzen, aber sehr ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß, und ihre Bewegung hatte etwas von der Hast des bösen Gewissens.

* * *

Es ward mir nicht schwer, unten in der Stadt die nöthigen Instrumente und sonstigen Mittel zu beschaffen, und nach wenigen Stunden betrat ich in Begleitung des dort ansässigen alten Arztes das Haus des jungen Ehepaars. Es gelang uns ohne große Mühe, den Blinden unvermerkt zu narcotisiren; denn dies erschien mir das Gerathenste, um nicht etwa auch noch von seiner Seite auf verblendeten Widerstand zu stoßen. Carmela drückte sich wunderlich umher, zwischen ängstlicher Scheu und hoffnungsvoller Neugier schwankend.

Der Schnitt war glücklich, und ich durfte mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg der Operation rechnen. Ich legte eine feste Binde um die neueröffneten Augen, verdunkelte das Zimmer, so gut es ging, für alle Fälle, und verpflichtete Carmela, auf's Strengste zu verhüten, daß er die Binde vor der Zeit löse. Als er aus der Betäubung erwachte, vermochte ich ihn unschwer zu überzeugen, daß er von einer plötzlichen Krankheit befallen sei und nothwendig einige Tage das Bett hüten müsse — das der Chloroformnarkose folgende Unwohlsein machte diese Angabe plausibel genug. —

Die Tage gingen hin, Carmela waltete ihres Wächteramtes mit Klugheit und Treue, und endlich erschien die Stunde, da ich die Binde zum ersten Mal entfernen konnte. Carmela verschwand jetzt auf einmal hastig aus dem Zimmer und ließ mich allein mit dem geheilten Blinden: denn eine kurze Untersuchung lehrte mich, daß das Werk gelungen und seine Augen gesund waren.

Mit matt-verwirrtem Blick schaute er zuerst in dem Dämmerlicht auf, und nun verrieth ich ihm, was mit ihm vorgegangen. Er vernahm die Kunde von seiner Genesung mit ziemlicher Gleichgiltigkeit; aber doch versuchte er allmählich lebhafter die Augen zu gebrauchen, wie ein Kind über die Gegenstände mit den Blicken hin- und herhuschend. Doch ich lehrte ihn nun, das Auge zu lenken, mit der Hand zu greifen, was er sah, und wieder der tastenden Hand mit den Blicken zu folgen.

So lernte er schnell; und plötzlich kam es über ihn wie Erinnerung aus seiner Kinderzeit, als seine Augen noch gesund gewesen: man sah ihm an, daß er das Gemach erkannte, sein Blick strebte nach der Thür, als ob er die anderen Räume suchte, und hin zum Fenster, das Licht der Sonne zu finden. Und laut fragte er: „Wo ist meine Mutter?“ Zwar besann er sich bald, daß sie todt war, und doch schweifte er öfter noch in jene Tage zurück, da er ein sehendes Kind gewesen und nur allmählich gewöhnte sich sein Geist, mit den Augen in der neuen Zeit zu leben. Nun erst fragte er nach Carmela; doch die war unsichtbar geblieben und im ganzen Hause nicht aufzufinden. So setzte ich meine Uebungen fort, bis er ermüdet Ruhe begehrte. Da ging ich, denn ich konnte ihn unbesorgt sich selbst überlassen.

Am frühen Morgen kehrte ich zurück. Ich fand Carmela vor der Thür ihres alten Hauses sitzen, das seit ihrer Heirath leer gestanden.

„Seid Ihr nicht bei ihm gewesen die Nacht?“ fragte ich.

„Nein“, sagte sie, „ich fürchte mich zu sehr“.

Da ließ ich die Närrin und kam zum Checco. Der Tag war trübe und sonnenlos, ein kühler Schein lag nebelnd auf dem grünen Lande, und so konnte ich getrost schon das volle Tageslicht hereinlassen. Nun erwachte lebendiger seine Lust und seine Neugier, und das kleine Haus ward ihm eine reiche Welt des Staunens und der Bewunderung.

Bald kam Don Salvatore, wie ich ihn gebeten hatte, und Checco staunte ihn an, nach mir den zweiten Menschen, den er sah; und dann ging Der und holte andere Nachbarn herbei, das Wunder der Heilung zu schauen. Sie kamen und brachten ihm Geschenke mit, Oliven, Feigen oder frische Blumen und feierten ihn herzlich wie einen guten Bekannten, der unverhofft von einer langen Reise heimgekehrt, bis er zuletzt von all dem Sturm verwirrt, nach Ruhe und neuem Schlaf verlangte.

Ich entfernte mich mit den Andern und ließ ihn allein. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, stand Carmela an seinem Lager und betrachtete ihn mit aufgeregten Mienen, als wenn sie ein unerhörtes Wunder erblickte, und doch sah sie nichts als die geschlossenen Lider.

„Don Clemente war hier“, sagte sie, sich leicht zu mir umwendend.

„Nun, und was that er?“ fragte ich doch sehr gespannt.

„Nichts. Er war ganz ruhig mit mir, und ihn hat er lange im Schlaf betrachtet. Er machte ein Gesicht dazu, als ob er ihn bedauerte, ich weiß nicht, warum, und dann ist er still wieder davongegangen“.

„Er wird sich an die Thatsache eben gewöhnen“, dachte ich beruhigt. Jetzt sah ich, wie Carmela sich über den Schlummernden beugte und ihn leise auf die Stirne küßte. Da erwachte er und schlug schnell die Augen auf. Wie ein großer Schreck ging es durch Beider Antlitz, als sie sich so zum erstenmal Auge in Auge sahen. Und mir, wie ich in Checcos Blick das verwirrte Staunen wahrte, das die Schönheit nicht begreifen zu können schien und wie vor einer überirdisch herrlichen Offenbarung starrete, mir klang in diesem Moment wunderbar jener Ausruf seiner Mutter im Ohr, davon mir einst der Priester erzählt:

„O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!“

Wahrhaftig, es war keine zärtliche Verblendung der Mutterliebe, der Checco hatte herrliche Augen, er hatte so tiefstrahlende, feurige, wetterleuchtende Blicke, wie man sie nimmermehr hinter dem dumpfen Schleier der Blindheit vermuthet hätte. Vielleicht machte Carmela dieselbe Beobachtung, denn sie stand noch immer unbewußt und schaute ihm mit fast ängstlicher Verwunderung ins Gesicht.

„Bist Du Carmela?“ fragte Checco leise und schüchtern, indem er sich rasch aufrichtete. Sie nickte nur schweigend, ohne die Blicke von ihm zu lassen. Da schloß er schnell die Lider und strich ihr leise tastend mit der Hand über's Antlitz. „Ja, Du bist es“, sagte er die Wimpern wieder halb erhebend, „ich dachte nicht, daß Du mir so fremd sein würdest, wenn ich sehen könnte; rede zu mir, Carmela, daß ich Dich an Deiner Stimme erkenne, meinen Augen bist Du unbekannt und so seltsam, so ganz anders als ich glaubte, Du bist viel schöner als alle anderen Menschen, Carmela!“

Sie antwortete noch immer nicht, wie ein blödes Kind stand sie vor ihm und wich langsam vor seinen leuchtenden Blicken zurück, ganz verschämt und verschüchtert und von immer vollerm Roth übergossen und freilich sah sie entzückend schön und lieblich aus in diesem wunderlichen Gebahren.

Als aber der Checco nach langem, wortlosem Staunen plötzlich seine Arme nach ihr ausstreckte, obgleich sie schon völlig aus dem Bereich derselben gewichen war, da wurde sie ganz kindisch und lief ohne Weiteres in hastiger Flucht aus dem Zimmer. Er blickte ihr verstört nach und fragte mit trauriger Stimme:

„War es denn nicht Carmela?“

„Gewiß war sie es“, tröstete ich ihn, „laßt sie nur erst zu sich kommen, sie war nur gar zu sehr überrascht von dem Anblick Eurer neuen Augen“.

„Ich dachte nicht, daß sie so schön sein könnte“, wiederholte er noch einmal träumerisch, „nicht wahr, Herr, sie ist gewiß doch noch schöner als ich?“

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln“, sagte ich und mußte lächeln über die Frage, „denn Ihr werdet Euch nun wohl daran gewöhnen müssen, guter Checco, daß es mit Eurer leiblichen Schönheit nicht so gar hoch hinaus ist, als man Euch bisher, da Ihr blind waret, hat glauben machen. Es

liegt aber auch wirklich nicht so viel daran, zu grämen braucht Ihr Euch darum nicht“.

Er starrte mich wortlos an bei dieser Erklärung, halb ungläubig, halb voll dumpfen Schreckens. Ich fand keine Zeit, ihn weiter zu beruhigen und aufzuklären, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und herein trat Don Clemente.

Er war fast unverändert, immer noch das wunderschöne, jugendlich klare Gesicht unter den weißen Locken, immer noch die hohe, fest getragene, würdevolle Gestalt. Ich sah, daß er auch mich sogleich erkannte, und ich gestehe, daß ich einen Augenblick mit einem heimlichen Bangen vor ihm zu kämpfen hatte. Doch er begrüßte mich so mild und ruhig, wie einst, und sagte mit seiner alten, leidenschaftslosen Stimme:

„Ich dachte mir, daß ich Euch hier finden würde, denn ich wußte schon durch Don Salvatore, daß Ihr es waret, der hier gehandelt hat“.

„Ich habe meine Pflicht gethan“, erwiderte ich, so fest und bestimmt ich es vermochte.

„Ihr habt's gewagt“, fuhr er in seiner stillen Weise fort, und doch lag etwas fast Beängstigendes für mich in dem kurzen Wort aus diesem Munde. Doch ich suchte zu lächeln und sagte:

„Das Wagniß war wohl nicht so groß, und da meine Hand gesegnet ward und das Werk gelungen ist, wer sollte sich nicht mit mir und Diesen freuen?“

Don Clemente sah mich mit einem tiefen, ernsten Blicke an und sprach:

„Als Ihr diese Beiden wiederseheth, fandet Ihr sie glücklich?“

Das liebliche Bild des stillen, jungen Paares vor dem Hause trat lebendig vor meine Seele, und ich mußte bekennen:

„Sie schienen zufrieden, da ich sie sah; doch ich lebe der Hoffnung, ihnen den Weg zu noch höherem Glück geöffnet zu haben“.

„Des Menschen Weisheit ist Thorheit vor Gott“, entgegnete er, „das Glück wohnt nicht im Sehen und im Wissen, sondern im Glauben und im Frieden. Wie könnt Ihr wissen, ob Ihr nicht hier mit gewaltsamer Hand ein stilles Glück zerstört und zerrissen habt?“

So sehr mein Verstand sich sträubte gegen die Anerkennung seiner düstern Besorgniß, so konnte ich mich dennoch eines dumpf beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Dieser Priester erschien mir wie das Schicksal selbst, feierlich, still, wandelnd, groß, unerbittlich.

Er schied, so ohne Lärm und Prahlen, wie er gekommen; und ich glaube, ich grüßte ihn sehr sanft und demüthig — wie der Schüler den Lehrer.

Als er fort war, wandte ich mich wieder zu Checco um: der schaute ihm gerade so befangen und beängstigt nach, wie ich selber, und wußte sicherlich ebenso wenig, warum. Auf einmal aber fragte er mich, aus einem unklaren Brüten auffahrend:

„Warum blieb Carmela nicht bei mir? Warum flieht sie mich?“

„Sie wird schon wiederkehren zu Euch, guter Checco, gönnt ihr nur Zeit, sich zu besinnen und zu fassen, vielleicht wird auch sie von einem neuen Gefühl bewegt, das ihr selbst noch nicht zur Klarheit gekommen ist. Nicht wahr, Don Clemente hat Euch ein wenig erschreckt mit seiner dunklen Rede? Doch fürchtet Euch darum nicht: er ist ein kluger und guter Mann, aber zu trübsinnig in seinen Gedanken“.

„Er hat sonst immer Recht behalten, mit dem, was er prophezeit hat, und mir ist bange darum, daß Carmela mich so verlassen hat. — Aber nun habe ich einen Wunsch, Herr: ich möchte mein eigenes Gesicht erblicken und wissen, wie ich aussehe“.

Etwas unbehaglich erschien mir die Erfüllung dieses Wunsches; dennoch dünkte es mich allerdings das Beste zu sein, wenn er jene unvermeidliche bittere Enttäuschung in meiner Gegenwart und unter meinem tröstenden Beistand erführe, und nicht etwa aus Zufall und ohne einen Berather.

So begab ich mich denn in's Nebenzimmer und trieb dort einen leidlichen Wandspiegel auf, den ich herbeitrug und dem Checco vorhielt. Ich erwartete ein heftiges Erschrecken und darauf etwa einen jener tobenden Ausbrüche der Verzweiflung, welche diese Kinder des Südens so leicht übermannen. Statt dessen blieb er ganz stumm und still, nur seine Augen wurden immer größer und starrer, die Wangen bleicher, und allmählich verzerrten seine Züge sich so schreckhaft, daß sein Spiegelbild ihm dann freilich doch ein allzu häßlich entstelltes Conterfei seiner selbst zeigen mußte. Ich entzog ihm deshalb den Spiegel und stellte denselben umgekehrt an die Wand. Er ließ es ruhig geschehen, und sagte mit einer müden, tonlosen Stimme:

„O Herr, sie haben mich alle betrogen!“

Dann setzte er sich still auf sein Lager zurück und blickte mit mattem, stumpfem Ausdruck vor sich hin. Grade diese Ruhe erschien mir furchtbar und unheimlich; vielleicht stand mein Gemüth noch unbewußt unter der Nachwirkung der schlimmen Rede des Don Clemente, ich gerieth in eine nervöse Aufregung und suchte dem schwer Betroffenen mit einer unruhigen Geste zuzureden, von der ich nicht weiß, ob sie sehr geeignet war, seinen Kummer zu beschwichtigen. Vielmehr schien er von Minute zu Minute mehr zusammenzubrechen und sich selbst zu verlieren; ich merkte bald, daß er kein Wort von dem hörte, was ich zu ihm sprach. Seine Gedanken waren unterdessen offenbar andere, verworrene Wege gegangen, denn auf einmal fragte er, ganz nur zu sich selbst, ohne mich anzusehen:

„Also darum flieht sie vor mir!“

„Checco“, rief ich erschrocken, „welche unsinnige Einbildung! Das von Eurem treuen, liebenden Weibe! . . .“

Da stöhnte er auf wie ein Schwerverwundeter, und mit herzerreißender Klage kamen die Worte leise von seinen Lippen:

„Lieben! Wie kann man lieben, was so häßlich ist! Es ist unmöglich, ganz unmöglich! Ich weiß doch jetzt, was Schönheit ist, und ich weiß nun

auch, wie man die Schönheit lieben kann: o hätte ich es nimmer, nimmer erfahren, daß ein Weib so schön sein kann! Nun ist Alles aus für mich, sie ist so engelschön wie eine Heilige, und der schöne Checco ist so grausam häßlich! Ich liebe sie erst, seit ich weiß, wie schön sie ist, und sie flieht vor mir, da ich so häßlich bin! O Carmela, Carmela, auch sie hat mich belogen! Sagt mir doch, Herr, warum that sie das? Nein, sagt es mir nicht, denn ich weiß es: sie that's, um mich desto sicherer betrügen zu können. O die Schlange, die wunderschöne Schlange! O, daß ich nimmermehr das Licht gesehen hätte! Herr, Ihr habt nicht wohl an mir gethan, ich war so glücklich ohne diese Augen“.

Da war's, das Unheil Don Clementes! Ich fühlte mich bang' erschüttert und verstört, denn das sah ich wohl, mit vernünftiger Rede war vorläufig garnichts bei dem Jüngling auszurichten, dessen Geist haltlos und eigensinnig im höchsten Irrthum schweifte. Da eilte ich, Carmela aufzusuchen und zu ihm zu bringen: ihre Liebe, ihre Freude mußte ihn doch von der Sinnlosigkeit seiner blinden Verzweiflung überzeugen! Freilich, so ganz sicher fühlte ich mich auch hier nicht mehr. Ihre Liebe galt ihrem Schützling, dem blinden Knaben: wer mochte voraussehen, welch' Gefühl sie dem sehenden und selbstständigen Manne entgegenbrachte, der eine andere Liebe von ihr forderte! Wenn er Recht hatte mit seinem Jammerruf: Wie kann man lieben, was so häßlich ist?! War das nun Don Clementes Meinung gewesen? Ich schauderte vor dem Gedanken, daß er Recht behalten könnte.

Ich fand Carmela im Innern ihres alten Hauses, und ich merkte betroffen, daß sie sich hier wie zu dauerndem Aufenthalt wieder einzurichten im Begriff stand.

„Carmela“, rief ich, „Unglückliche, warum laßt Ihr Euern Gatten grade jetzt allein?“

Sie erröthete und stand verlegen an ihrer Spindel zupfend. „Ach, lieber Herr“, sagte sie endlich, „ich erschrak so sehr, wie ich seine Augen sah. Mir war es, als sei er nun auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden, seit er mich sehen kann, ein ganz Fremder, den ich kaum wieder-erkenne! Und was er für wunderschöne Augen bekommen hat! Und wie seltsam er mich anblickte! Seht, Herr, da schämte ich mich so sehr, denn es kam mir plötzlich so vor, als hätte ich bisher immer im Dunkeln mit ihm gelebt, wo man sich doch nicht schämt, und nun auf einmal schien die grelle Sonne herein, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich vor ihm verbergen. Denn ich war sonst mit ihm verfahren, wie man mit Kindern thut: aber das hätte ich mit einem Manne nicht gedurft; und darum schäme ich mich, denn in dem einen Augenblick schien er mir ein Mann geworden“.

„So ist es auch, Carmela: in diesem Augenblick hat sein neugeborenes Auge sich berauscht an Deiner Schönheit und sein schlafendes Herz ist auf-

gewacht zu heißer, leidenschaftlicher Liebe, und diese Liebe ist's, die ihn so schnell zum Manne gemacht hat“.

Ich sah, wie ihre süßen Züge hell aufstrahlten von herrlicher Freude; und da mich alles Bangen von mir, mein Herz sagte mir, daß sich schon Alles zum lieblichsten Segen gewandt hätte. Und ruhig fuhr ich fort:

„Carmela, geht zu ihm und überzeugt ihn auch von Eurer Liebe, denn seht, er hat sein Gesicht im Spiegel gesehen und mußte erkennen, daß er nicht der schöne Checco ist, wie Ihr ihn in freundlicher Absicht genannt habt, und nun glaubt er, Ihr könntet ihn nicht lieben, weil er häßlich sei“.

„O, Herr, er ist ja nicht häßlich“, rief sie mit feurigem Eifer, „wer solche Augen hat, wie ist der häßlich?“

„Gut denn, so geht eilig zu ihm und sagt ihm das selbst, und Alles wird sich zum Glücke wenden“.

Sie zauderte und überlegte noch ein Weilchen, dann sagte sie mit schüchtern bittendem Ton:

„Aber Ihr dürft nicht mitkommen, Herr, Ihr müßt uns allein lassen“.

Nun, es gelüstete mich natürlich nicht, in so zarter Sache der Dritte im Bunde zu sein, und so ging sie denn, erst ganz langsam und ängstlich bis zur Hausthür, dann blickte sie schein zu beiden Seiten die Straße hinauf, ob kein Zeuge ihres frevelhaften Beginnens nahte, und dann schoß sie wie ein Eidechschchen quer hinüber zu ihres Gatten Haus, und verschwand in der offenen Thür.

Ich lachte über das wunderliche junge Weibchen, und war so vollkommen beruhigt über die baldige, frohe Beseitigung der grundlosen Zweifel des jungen Ehemannes, daß ich Carmelas Brumm-Instrumentchen ergriff, und mir eine heitere Weise zu spielen suchte, was mir denn auch mittelmäßig gelang:

O dolce Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere,
Vuol il creato,
Tu sei l'impero
Delé armonia!
Santa Lucia, Santa Lucia!

Wahrhaftig! Glücklicher Boden, Lächeln der Schöpfung, Reich der Harmonie — wo war das schöner und besser, als in diesem friedseligen Erdenwinkel? Es herrschte so stille, süße Ruhe ringsum, nur aus der Ferne tönte das Lied eines Winzers herüber und Bienen summten über den Cactusblüthen, die beiden Häuschen schienen einander herzlich zu grüßen und mit grüner Nebenhand sich zuzuwinken, die Sonne leuchtete nicht voll und frei, aber sie war nur wie träumend hinter leichtem Nebelflor verborgen und spendete Wärme und Behagen auch so; ein voller Genuß des allgemeinen Friedens ging über mein Herz, daß es so recht innig das wonnige Glück mit empfand, das sich nun dort drüben gründen mußte.

Da erblickte ich plötzlich am Ende der Straße noch einmal die hohe, schwarze Gestalt Don Clementes langsam wieder näher wandelnd, gemessenen, feierlichen Schrittes, dunkel und ernst von Ansehen.

Ich mochte mich sträuben, schämen, schelten, aber wir sind ja so garnicht Herr unserer Stimmungen, eine Wolke, die über die Sonne geht, kann unsere glänzendste Laune plötzlich aschgrau färben: und so geschah es mir. Es war mir, als erhielte das eben so friedliche Bild um mich her jählings die furchtgespannte Stimmung einer Landschaft vor dem Gewitter. Die Luft erschien mir matt und schwer, trübe und blaß der Sonnenschimmer und ein dumpfes Leben regte das zarte Laub der hangenden Nebenranken.

Ich fühlte keinerlei Verpflichtung und noch weniger Luit, mich mit dem Priester in eine erneute Discussion einzulassen, ich wich ihm deshalb aus und begab mich langsamen Schrittes zu meiner Behausung in Don Salvatores Villa zurück. Aber meine behagliche Sicherheit war und blieb verloren.

Nach einigen Stunden trieb mich dennoch die unerklärliche innere Unruhe wieder nach Caprile. Ich fand Carmelas Haus offen und leer, Checcos fest verschlossen. Auf mein Klopfen kam keine Antwort. Nun, dachte ich, ihre Herzen haben sich gefunden, und wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie nach keiner weiteren Gesellschaft begehren?

Ich wandte mich also ab, schlenderte ein wenig durch die Felder und genoß die beginnende Abendkühle. Und doch, als ich nach Einbruch der Dunkelheit mit Don Salvatore in seiner traulichen Nebenlaube beim Capri bianco saß, überschlich mich noch einmal jenes Gefühl der Sorge. Aber mein verständiger Wirth lachte mich aus, mit Recht, wie es mir selber schien. Und so blieb ich denn und beschwichtigte mein leise bangendes Herz mit vernünftigen Gesprächen.

Am nächsten Morgen in nicht zu früher Stunde, als ich mich eben zum Ausgehen rüstete, trat plötzlich Carmela herein mit thränenüberströmtem Gesicht, bleich und in solcher Erregung, daß sie nur mühsam Athem und Worte fand.

„Er ist fort, Herr, verschwunden, und Niemand weiß, wohin!“ rief sie mit erschütterndem Sammerton.

„Checco?“ fragte ich erschrocken, „wann? warum? Waret ihr gestern nicht in Frieden bei einander?“

„O Herr, nein, es war Alles umsonst, ich kannte den Checco nicht mehr, er war ganz wie von Sinnen. Denket nur, als ich zu ihm hinein kam, ich ging friedlich ganz langsam und ängstlich, da blickte er mich wieder so seltsam an, zuerst, ja, da sah es so aus, als sagten seine Augen, daß sie mich schön fänden, und ich freute mich im Stillen, obgleich ich auch ein wenig scheuer noch dadurch ward, aber dann auf einmal machte er ein so ganz trübseliges Gesicht, ich weiß nicht, weil ich so langsam kam oder warum, aber wahrhaftig, ich konnte nicht schneller, mir schlug das Herz zu sehr vor

Scham und Bangigkeit, und rief mir entgegen: Was willst Du noch von dem häßlichen Checco?

O Checco! sagte ich, so laut ich konnte, Du bist wahrhaftig nicht häßlich, glaube es nicht, ich finde Dich ja so schön! Nun weiß ich gewiß nicht, lieber Herr, warum ihn diese Worte so ganz zornmüthig machten, aber er sprang wild und heftig empor und schrie mich an:

Lüge! Lüge! Ich weiß nun Alles, wie Du mich betrogen hast!

Ihr könnt nicht glauben, Herr, wie sehr ich erschrak, daß er sich so grimmig geberdete. Aber nun sah ich, daß er Thränen in seinen armen schönen Augen hatte, und das that mir zu weh, ich vergaß meine thörichte Furchtsamkeit und trat grade auf ihn zu, daß er auf mich hören sollte. Aber er wollte es nicht und drängte mich hart von sich, als ob ich ihm etwas Uebles gethan hätte oder jetzt thun wollte. Und dazu rief er: Fort! Ich merke ja, daß Du mich noch immer belügen willst, aber es gelingt Dir nicht mehr!

Nun, Herr, ich hätte früher gewiß auf solche Reden nicht allzu viel gegeben und hätte ihm leicht als einem Kinde verziehen: aber jetzt seht, es ist Alles anders geworden in meinem Kopfe, seit ich seine Augen gesehen; ich war unfählich gekränkt und betrübt und dennoch trotzig zugleich und stolz' und ich konnte mich nicht überwinden, das von ihm zu dulden und mich weiter mit Bitten vor ihm zu demüthigen. Gott verzeih' mir das Unrecht, aber ich kehrte mich um und ging schweigend hinaus. O Madonna! er konnte ja nicht sehen, wie sehr ich über ihn weinte, sonst hätte er mich gewiß nicht so zürnend gehen lassen.

Und wie ich nun draußen stand und nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte in meinem Kummer, denn Ihr waret verschwunden, Herr, da erblickte ich Don Clemente von fern und ging sogleich auf ihn zu und begann ihn von Herzen mein Leid zu klagen. Und er tröstete mich und wollte mir gerne helfen und ging mit mir unserm Hause zu. Und wie er nun so meine Hand gefaßt hielt und mein Kopf an seinem andern Arme lag, denn ich war ganz von Kräften vor Schreck und Noth, da sehe ich auf einmal, wie der Checco mitten auf der Straße steht und zu uns herüberstarrt. Und in demselben Augenblick wußte ich auch, obgleich es mir doch Niemand, und er selbst auch nicht sagte, denn er war zu weit entfernt von uns, daß er einen bösen Gedanken hatte über mich und Don Clemente. Ach Herr, und doch hat wohl Mancher schon von andern Priestern Schlimmes gedacht und geredet, von Don Clemente aber noch Keiner; darum vertraute ich ihm auch so von Herzen. Nun aber machte ich mich dennoch hastig von ihm los und eilte dem Checco entgegen. Der aber wandte sich zornig ab und lief, und ich sah, er schwankte wie ein Trunkener, aber er kam doch vor mir in sein Haus und ich hörte, daß er es von innen verschloß.

Wir klopfen und riefen von draußen, Don Clemente und ich, aber er antwortete nicht und öffnete nicht. Und nachdem Alles vergeblich war, ging

ich mit Don Clemente und aß etwas bei ihm, und er redete Vieles zu mir, wovon ich aber kein Wort verstand, denn ich war in zu großer Sorge und dachte an ganz andere Dinge. Ich hoffte aber, der Checco werde sich in der Einsamkeit besser besinnen und merken, Welch ein Thor er gewesen. Und so kehrte ich gegen den Abend zurück, aber das Haus war immer noch verschlossen, und ich konnte nicht hinein. Ich rief und schmeichelte und schalt, aber er wollte nicht hören, obgleich ich die größte Zeit der Nacht auf seiner Schwelle saß und weinte. Zu allerlezt überkam mich eine so große Mattigkeit und Kälte, daß ich in das Haus meiner Mutter zurückging, und mich auf mein Bett legte. Nun war ich wohl allzu müde geworden von all der Noth, denn ich habe in den hellen Tag hinein geschlafen bis jetzt; und als ich erwachte und erschrocken aufsprang und hinauslief, da stand Checcos Thür weit offen, und als ich hineintrat, war er nicht darin, und Alles war leer. Keiner von den Nachbarn aber hatte ihn gesehen, und keiner von den Menschen, die ich auf dem Wege traf, wußte etwas von ihm. Bei Don Clemente ist er nicht gewesen, und da dachte ich ihn ganz sicher hier zu finden, und nun weiß Salvatore nichts von ihm und Ihr auch nicht. O Gott, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre! Er versteht ja seine Augen noch nicht so gut zu gebrauchen, wie ein anderer sehender Mensch. O Herr, helfst mir ihn suchen, ich kann nicht mehr allein für mich, ich vergehe vor Angst. O mein Checco, mein armer Checco!"

Das gute Geschöpf war sichtlich so ermattet und verängstigt, daß ich es überreden wollte, zu ruhen und mir die weitere Forschung zu überlassen. Aber es war unmöglich, sie bestand darauf, mit mir zu gehen, und ich mußte zuletzt nachgeben, so sehr sie mich dauerte.

Eben traten wir aus der Gartenthür auf die Straße, als uns ein paar Kinder mit glühenden Wangen entgegenstürmten und ausragten, Don Clemente sende sie mit solcher Eile zu uns, und sie hätten den schönen Checco in der ersten Morgenfrühe den Berg hinaufsteigen sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Carmela meine Hand und zog mich fort und führte mich durch die Gäßchen auf den holprigen Pfad, der sich zum Monte Solaro hinaufwindet. Trotz der wachsenden Tageshitze stiegen wir und stiegen immer hastiger und ruhloser, bis wir keuchend den kahlen Gipfel erreichten.

Oben unter den grauen Burgtrümmern, die den Scheitel des Solaro krönen, saß Don Clemente, schwer ermüdet und trüben Angesichts. Von Checco keine Spur. Vergebens blickten wir von der freien, herrschenden Höhe nach allen Seiten, wir blickten mit stillem Schauder in den ungeheuern, gähnenden Abgrund, der nach dem Meere wild zerrissen, fast senkrecht, niederstürzt; ein Adler zog unheimlich stille Kreise in grauer Luft hoch über diesem Schlunde, sonst kein lebendes Wesen, kein Laut ringsum.

„Die Kinder müssen falsch gesehen haben“, sagte ich, am meisten um eigenes ahnendes Zittern zu beschwichtigen. Doch in demselben Augenblick

hörte ich einen gellen Aufschrei aus Carmelas Munde und sah, wie sie einen kleinen Schlüssel vom Boden aufhob. Dann sank sie zu Don Clementes Füßen ohnmächtig zusammen.

Es war deutlich, sie hatte Checcos Eigenthum erkannt.

Es gelang uns durch keinerlei Bemühung, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. So blieb uns zuletzt Nichts übrig, als die Regungslose den steilen Berg hinab zunächst bis zur Klause des Eremiten zu tragen. Hier überließ ich sie der Fürsorge und weiteren Hilfeleistung der beiden frommen Greise und eilte beflügelten Laufs nach Anacapri zurück, und nachdem ich von hier Männer mit einer Bahre hinaufgesandt, weiter abwärts um den Felsen herum bis unten zur großen Marina, wo ich mit Sicherheit Fahrzeug und Leute fand, die Insel zu umschiffen und von unten her den felsigen Grund unter dem Monte Solaro zu durchforschen. Ich theilte den eifrig zudrängenden Schiffern meine gräßliche Befürchtung mit.

„Ihr meint den schönen Checco von Anacapri, den Blinden, Herr?“ versetzten mir Mehrere zugleich.

„Gewiß, eben den; wißt Ihr schon etwas von dem?“

„Der ist vor zwei Stunden nach Sorrent hinübergefahren, einige Fremde nahmen ihn in ihren Rachen auf. Er wird dort oder in Neapel ein Gelübde erfüllen wollen, denn denkt nur, Herr, er ist durch ein Wunder und durch das Gebet des frommen Don Clemente plötzlich sehend geworden.“

Ein jauchzender Ruf entquoll meiner erlösten Brust, und sofort entsandte ich einen Boten hinauf zu Don Clemente und Carmela, und miethete ein stark bemanntes Boot nach Sorrent.

Eine sehr kräftige Brise aus Südwest machte bald jede Hilfe der Ruderer überflüssig, und gegen das Ende der Insel hatte sich der Wind so sehr gesteigert, daß das große Segel gereißt werden mußte und unsere Landung eine äußerst schwierige ward. Indessen sie gelang ohne Unfall, und über Erwarten schnell fand ich meinen Flüchtling wieder. Er saß am Strande auf einem Stein und blickte schwermüthig nach der verlassenen Heimathinsel hinüber.

„Checco“, rief ich ihn an. Ueberrascht, aber nicht erschrocken erkannte er mich und kam mir langsam entgegen. Sein Gang war so müde und schwer, sein Gesicht so kummervoll, daß er mich von Herzen jammerte und ich die herbe Strafrede vergaß, die ich ihm zgedacht hatte.

„Checco“, sagte ich mit gemildertem Vorwurf, „warum habt Ihr Eurem armen Weibe das gethan?“

„Ich dachte ihr einen Gefallen zu thun, wenn ich sie freigab“, entgegnete er wehmüthig, „sie hat ja den schönen Don Clemente lieber, als den armen, häßlichen Checco; ich hab' es gesehen; und warum sollte sie auch nicht? Nur hätte sie mich nicht so arg zu belügen brauchen.“

„Narr, der Du bist!“ fuhr es mir dennoch heftiger heraus, „Narr, mit Deinem ewigen kindischen Geschwätz von Schönheit und Häßlichkeit, als ob

es in Gottes Welt nichts Besseres und Größeres gäbe als hübsche Gesichter und schönen, trügerischen Schein! Laß Dein Herz gut sein und Deine Seele schön, und Du kannst alle feingestalteten Wichte Deiner Heimath verachten, und Dein Weib wird es mit Dir thun, oder vielmehr, sie that es schon längst, so wenig Du es auch in Wahrheit zu verdienen scheinst“.

Nachdem ich mich dieser redlichen Weisheit entledigt, berichtete ich ihm, was ich von Carmela wußte und wie ich sie verlassen. „Wer kann wissen, ob sie jetzt noch lebt“, schloß ich bitter und schroff meine Rede, der er so lange stumm und, wie es scheinen wollte, theilnahmlos zugehört hatte. Nun aber fuhr er so jäh zusammen, als hätte ich ihm einen Schlag versetzt, und rief mit erschütternder Angstgeberde:

„Nein, Herr, o nein, das nicht, nur das nicht! Es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Ich will sie ja niemals wieder sehen, sie niemals zu eigen haben, aber sterben darf sie nicht, todt sein kann sie nicht. O, Herr, was sagtet Ihr — Carmela todt?“

Als ich diesen heftigen Ausbruch angstvoller Liebe vernahm, suchte ich ihn hier wiederum mit schnellen Trostesworten zu beruhigen. „Und was thatest Du an diesem Morgen auf dem Monte Solaro, Unglücklicher?“ fragte ich dann. „War es etwa Deine Absicht, den grausamen Schein zu erregen, als habest Du dort Dein Ende gefunden? Gedachtest Du damit Deine Flucht zu verbergen?“

„O nein, Herr, gewiß nicht“, antwortete er in dumpfer Berknirschung, ich wollte nur von dort aus der Höhe sehen, wohin ich entfliehen könnte in meinem Gram, denn ich kannte das Land ja nicht mehr seit vielen, vielen Jahren: aber mir schwindelte dort oben, und ich glaubte von Neuem zu erblinden von dem furchtbaren Licht ringsum, und als ich hinunterstieg, fiel ich oft und stieß mich blutig, bis ich weiter unten auf einen Eseltreiber von Nieder-Capri traf, der mich mit sich zur Marina nahm und auf seinem Esel reiten ließ, denn er sagte, die Heiligen hätten ein Wunder an meinen Augen gethan, und darum wollte er mir eine Ehrfurcht erweisen. Ich aber ließ Alles mit mir geschehen, und werde auch thun, was Ihr von mir verlangen mögt, Herr, auch mit Euch heimkehren, wenn Ihr wollt: ach, es ist mir Alles in der Welt gleichgiltig geworden, seit ich weiß, daß Carmela mich nicht lieben kann“.

So sah ich denn, der seltsame Kopf war immer noch nicht von der Liebe seines guten Weibes überzeugt! Doch ich war schon zufrieden, daß ich ihn zur Heimkehr bereit fand, und hoffte, noch Alles zu glücklichem Ende fügen zu können.

Leider nur, mit dem guten Willen war es nicht gethan: es erfand sich, daß der Sturm so mächtig geworden war, daß für heute an eine Rückfahrt gar nicht zu denken war. Ich mußte mich bequemen, mit dem von immer neuer Angst gefolterten Checco in Sorrent Quartier zu nehmen.

Und es blieb nicht bei dieser einen Nacht, sondern erst am vierten

Morgen war der Wind umgesprungen und beruhigt, so daß wir die Heimreise antreten konnten.

Don Salvatore, dessen Haus wir nach glücklicher Landung und eiligem Aufstieg zuerst betraten, machte ein eigenthümliches und bekümmertes Gesicht.

„Ist sie todt?“ flüsterte ich tief erschrocken.

„Nein, Carmela lebt“, versetzte er laut mit besonderem Hinblick auf Checco, der kreidebleich geworden und nun sichtlich aufathmete. Wie klang jedoch ein unausgesprochenes hängliches Aber unheimlich durch seine tröstlichen Worte hindurch! Allein ich schwieg, von zu bestimmter Ahnung erfaßt, und folgte dem Checco, der ruhelos zum Weitergehen drängte.

Wir kommen nach Caprile. Carmela saß ruhig vor der Schwelle ihres alten Hauses, wo ich sie als Kind zuerst gesehen, und ganz wie damals sumnte sie lustig zirpende Melodien auf ihrem Eisen. Und lustig und hell lachten ihre Augen dazu, zwei muntere, sonnig klare Kinderaugen; Sorge, Kummer und Leidenschaft war aus ihrem Antlitz hinweggetilgt, und nichts als Frieden und Heiterkeit darin zurückgeblieben. Sie war ein Kind mit sorgenlosem Lächeln und ach, so lieblich und hold wie nie je zuvor.

Ihr gegenüber vor Checcos Thür aber hockte ein Häuflein Kinder und starrte halb mit Scheu und Schreck, halb mit zudringlicher Neugier unverwandt auf das einfache Thun des schönen Wesens. Wie wir uns langsam näherten, Beide überrascht und betreten, erblickte uns Carmela, und sogleich sprang sie von ihrem Sitz empor, eilte auf uns zu, rechte bittend die Hand aus und rief: Signor bajocc'! . . .

„Gebt ihr, Herr, gebt ihr etwas!“ riefen vielstimmig die starrenden Kinder zu mir herüber. Ich weiß nicht, war es eine rein mechanische Bewegung oder that ichs doch aus unklarer Neugier: ich gab ihr ein Kupferstück. Da lachte sie listig und schlich hinüber zu dem Platz, wo sonst der kleine Checco saß, und den jetzt mit schlauer Berechnung ein Knabe eingenommen hatte, während die Andern seitwärts gewichen waren. Dem gab sie das Geld, und fröhlich eilte sie dann zu ihrer Schwelle zurück und begann ihr harmlos surrendes Spiel von Neuem.

„Checco“, sprach ich erschüttert, „verstehst Du, was dies bedeutet?“

Ein unsäglich tiefes Grauen in seinem Antlitz verrieth, daß er es verstand.

„Und weißt Du, was ihr die Sinne verwirrt hat? — Die heiße Liebe zu Dir und der ungeheure Schmerz, der sie ergreift, da sie meinte, Du seiest in den Abgrund gestürzt, habest vielleicht Dich selbst in frevelhaftem Aberwitz Deines Unglaubens an ihre Liebe hinabgeworfen. O armer Checco, und nun siehe, wie groß und rein die Liebe Deines unglücklichen Weibes zu Dir gewesen, da sie noch jetzt in ihrem Wahnsinn keinen andern Gedanken hat als den allein, für Dich zu sorgen, um Deinethalb zu betteln und für Dich ihre zierlichen Weisen erklingen zu lassen!“

Checco sprach kein Wort zur Antwort. Aber ganz leise, ganz scheu

näherte er sich der Spielenden, fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihr demüthig und unter bitterlichen Thränen die kleine, liebevolle Hand.

Doch sie erkannte ihn nicht, sondern rief nur immerfort, erst freundlich bittend, dann dringender und zuletzt fast zornig ihr erschütterndes: Signor, bajoco'!

Unterdessen war eines der Kinder wie ich gesehen, spornstreichs die Straße hinaufgelaufen und kehrte nicht gar lange darnach an der Hand des Priesters Don Clemente wieder.

Ein furchtbares Wiedersehen! So war das Schlimmste in Erfüllung gegangen, was er prophezeit, meine glückverheißende That in das schmerzvollste Unheil verwandelt!

Don Clemente kam und begrüßte mich.

„Gott hat's gewollt“, sagte er mild, „er hat seine Macht dargethan, wider die der Menschen Kunst und Kraft ein eitel Spielwerk ist. Gott wollte die Sünde der Mutter heimsuchen an diesem ihrem Sohne und schlug ihn mit gnädiger Strafe, denn dessen Herz war still und zufrieden in seiner Blindheit; und ein Mensch empörte sich wider den allmächtigen Willen und rang mit ihm — und siehe, dreimal schwerer hat Gott nun das Kind der Sünde geschlagen, denn sein Herz ist zerrissen und zerschmettert von Reue und unsäglichem Leid, er ist sehend und wissend und namenlos elend geworden. Sie aber, dies liebliche Kind, hat des Herrn Gnade nun wiederum geborgen und ihrem Gram entrückt: wie nächtlich stille Blumen vor dem Tag hat ihre Seele sich leise zugeschlossen vor blendendem Licht. O Süße, möge Deine Seele den leichten Kinderschlaf so weiter schlummern, der sie jetzt bedeckt! Vergönnt ihr dieser Blindheit leises Glück; sie störet Niemand, und Niemand störe sie: sie macht noch Kinder glücklich mit stiller Hand; und gern mag ihr schlichtes Lied als ein Schlummerlied der irdischen Mühsal müde Herzen erquicken, wenn die Nachbarn Abends vom Feld und schwerer Arbeit heimkehren. Möge sie leben in dem sorglosen Frieden dieser Blindheit, denn auch Ihr, Herr, werdet nicht zum andernmal eingreifen wollen in die unerforschlichen Rathschlüsse des göttlichen Willens!“

Wie im Traum hatte ich den Worten des wundersamen Greises zugehört, mir war, als vernähme ich ein fremdartig schönes, einschläferndes Lied aus seinem feierlichen Munde — aber nun auf einmal wachte ich auf, gewaltsam schüttelte ich den Zauber dieses Mannes und seiner Rede von mir und mit festem Entschlusse rief ich aus:

„Nein, Don Clemente, noch beuge ich mich nicht vor dem trüben Schlage des Schicksals, des blind waltenden; noch will ich zum andernmal und wieder und wieder eingreifen und ringen — nicht gegen den göttlichen Willen, wie Ihr sagt, sondern gegen die dunklen Mächte, die geheimnißvoll in des Menschen Seele verborgen wohnen und wühlen und sie in Wirrniß und Unheil zu leiten vermögen; aber ich will sie bekämpfen, diese dunklen Mächte, so lange es noch einen Schimmer der Hoffnung giebt, und ich will

versuchen, ob nicht dennoch der klare Geist des freien Menschenwillens uns auch hier zum Siege und zum Glücke führen kann.

Checco, Euch frage ich jetzt, denn bei Euch steht die letzte Entscheidung, wollt Ihr mir Euer unglückliches Weib anvertrauen, daß ich sie mit mir nehme nach Neapel und versuche, ob es der ärztlichen Kunst gegeben ist, ihren armen, zerrütteten Geist zu heilen und zur alten Klarheit zurück zu führen?“

Da ergreift der Jüngling freudig meine Hand und sagte: „Herr, in allem, was Ihr thut, will ich zu Euch stehen und Euch vertrauen, so lange Ihr selbst noch Hoffnung habt. Aber Ihr dürft mich nicht von ihr trennen, ich will mit Euch hinübergehen nach Neapel und bei ihr bleiben und bei Euch, bis sie wieder heimkehren und mit mir ein neues Leben hier beginnen kann“.

Nach diesen Worten beugte er sich still vor Don Clemente nieder, küßte ihm demüthig die Hand und trat dann ruhig und fest an die Seite seines Weibes.

Don Clemente aber blickte düster und traurig auf ihn herab, schüttelte langsam das schöne Greisenhaupt und wandelte nach ernstem Abschiedsgruß seinen Weg zurück.

* * *

Nach einigen Monaten war mir die hohe Freude beschieden, meine beiden Schützlinge als ein gesundes und beglücktes Paar in ihre schöne Heimath zurückzugeleiten. Ja, ich durfte mit stolzer Freude auf sie blicken, wie ich sie da vor mir Hand in Hand, mit einander flüsternd und meiner fast vergessen, den prächtigen Weg nach Anacapri hinaufwandeln sah. War es doch rasch und glücklich gelungen, Carmelas getrübbten Geist zu gesunder Frische zurückzurufen, und war doch das Ziel erreicht, diese beiden guten Herzen der fesselnden und unterdrückenden Macht eines dunkeln Wahnglaubens abzurufen und zu schöner Menschlichkeit zu befreien.

Dem wie anders kehrten sie zurück, als ich sie damals zuerst gefunden! Aus zufriedener Unwissenheit waren sie aufgewacht zu vollem, freudigen Leben, statt der kindlich gemächlichen Zuneigung vereinte sie die feurigste und lieblichste Gattenliebe; Glück sprach aus den reinen Zügen des voller nur und reizender erblühten jungen Weibes und Glück aus den herrlich strahlenden Augen des trefflichen Jünglings. Der Wackere hatte aber in der schweren Prüfungszeit des Harrens und Bangens nicht nur ein treu und tapfer duldendes Herz bewährt, sondern lernte auch Augen, Arme und Kopf redlich gebrauchen, und durfte nun, von Jugend, Gesundheit und Freude verklärt, nicht weiter nach dem eitlen Ruhme verlangen, mit Wahrheit ein schöner Checco zu heißen.

„O mein Checco!“ sagte Carmela, indem sie plötzlich mitten auf dem Wege stehen blieb, den Arm um seinen Nacken schlang und bewundernd in

die strahlende Landschaft hinausblühte, „mir ist, als hätte ich mit Dir zugleich neue Augen bekommen, und als wäre Alles in der Welt viel, viel schöner und besser geworden, seit Du es mit mir sehen kannst! Und wie schön wird unser Haus jetzt geworden sein, oder wie schön wollen wir es machen, nun wir beide zusammen dafür arbeiten können! O, Checco, sieh nur, wahrhaftig, meine Augen sind ganz anders geworden, ich sehe hundert Dinge, von denen ich früher nie etwas wußte, ich glaube aber, das kommt nur davon, daß ich nun weiß, ich könnte auch Dir das alles zeigen, wenn ich wollte. Ich will's aber garnicht“, setzte sie lachend hinzu, „es würde mir ja doch zu nichts nützen, Du thust doch ewig nichts als nur immer mir selber in's Gesicht sehen; ich werde es mir noch schwarz färben müssen, damit Du endlich auch einmal etwas Vernünftiges anzublicken Zeit findest!“

„Ach, weißt Du, Carmela“, erwiderte er treuherzig und ernsthaft, „es ist ja gar nicht, weil ich Dich so schön finde, es ist mir nur so wunderbar und unbegreiflich, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich Dich nicht sehen konnte, denn es scheint mir nun, als wärest Du mir damals ganz fremd gewesen, obgleich Du täglich um mich warst. Und das ist ganz gewiß, ich habe seitdem ein neues Herz bekommen, denn nie habe ich früher gewußt, daß man einen Menschen so lieb haben und davon so unendlich glücklich sein kann.“ —

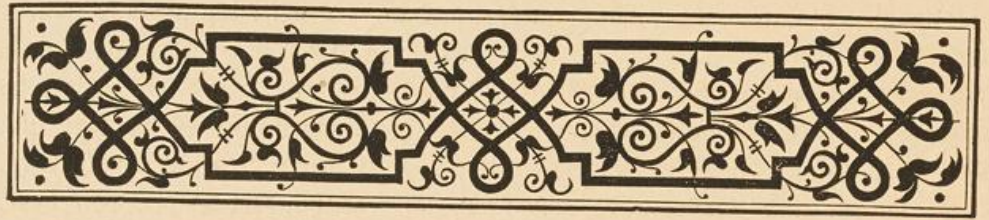
Als wir die Höhe von Anacapri erreichten, klang uns Glockengeläute entgegen, und ein ungewöhnliches Leben schien in dem Städtchen zu herrschen, als ob man die heimkehrenden Glücklichen bewillkommenen wollte.

Aber es hatte freilich eine andere Ursache; bald erfuhren wir's: Don Clemente war gestorben. Seine Leiche ward eben zur Kirche übergeführt, und in dem heiligen Raume ausgestellt.

Dort sahen wir ihn. Palmenzweige deckten seine Brust und wölbten sich über seinem Haupte. Die bleichen, edlen Züge waren erfüllt von herrlichem Frieden und wunderbarer Milde, seine Lippen mit ihrem leisen Lächeln schienen zu verrathen, sein letztes Wort sei ein freundlicher Segen gewesen. Mir war, als spräche er auch jetzt noch seinen Segen über das junge gerettete und genesene Paar; und so schloß ich hier im Stillen nach ehrlichem Kampf meinen Frieden.

Aus der Kirche gingen wir mitsammen zu dem kleinen Friedhof am Bergesfuß und traten vor das Grab der armen Teresina, Checcos Mutter. Durch die dunkeln Wipfel der ernstesten, dichtschantenden Bäume schimmerte goldig der köstliche Sonnenschein; und während die Beiden knieten und beteten, klang in meinem Herzen freudig das hoffnungshelle Dichterwort:

Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.



Carl Friedrich Lessing.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —

Wollen Sie nicht mit heraufkommen und mein Abendbrod theilen? Einfach genug wird es ausfallen, denn das Beste fehlt: meine Frau ist in Gesellschaft und meine Tochter verreist“. Mit diesen Worten öffnete Lessing die Hausthür und trat zurück, um mich einzulassen.

Ich war ihm so gut wie fremd. Trotz dringender Einladung, meinem Antrittsbesuch bald einen zweiten, minder förmlichen folgen zu lassen, hatte ich die gastliche Schwelle nicht wieder überschritten und erst heute Abend beim Verlassen des Theaters den Heimkehrenden begrüßend angedet.

Nicht ohne Beschämung gehorchte ich dem freundlichen Ruf. Wir saßen nur zu Dreien bei Tisch: Lessing, sein zweiter Sohn, ein bildhübscher Junge von dreizehn Jahren, und ich. Die Unterhaltung war belebt, aber drehte sich meist um gleichgiltige Dinge, und ich dachte an baldigen Ausbruch. Da wandte sich die Rede durch einen jener unberechenbaren Uebergänge, welche dem Gespräch erst wahre Farbe und Anmuth verleihen, plötzlich auf die Befreiungskriege — und meines Wirthes Augen blitzten hell auf. Da saß ihm im badischen Lande, wo man von jenem unvergleichlichen Aufschwunge preußischer Größe nur wenig wußte und das Wenige in blinder Voreingenommenheit gegen die aufstrebende Macht des Nordens möglichst zu vergessen suchte, ein sehr junger Mann, obendrein ein Schauspieler gegenüber, dem nicht allein die Hauptmomente des blutigen Dramas geläufig waren, nein, der auch von seinen Lieblingen wußte, von einem Jürgaß, Sohr, Steinmeß, Horn, von dem tollen Platen und dem wackern Below mit den litthauischen Dragonern. Das war ihm neu, das hatte er nicht gesucht bei dem leichtlebigen Geschlecht der Komödianten; die Schleißen der Erinnerung

thaten sich auf, und der sonst so wortfarge Mund erzählte fließend und mit erquickendem Behagen von der glorreichen Zeit, von ihren Eindrücken auf sein junges Gemüth, wie dunkelbärtige Kosaken den flachstockigen Knaben auf den Klepper gezogen und stundenweit mit sich fortgeführt hatten, andächtig dem kindischen Geplauder lauschend, von dem sie keine Silbe verstanden.

Frau Lessing war längst zurückgekehrt und vervollständigte unseren Kreis; zu wiederholten Malen hatte ich Anstalten gemacht, mich zu empfehlen, aber Flasche auf Flasche wurde entforrt, und die Uhr zeigte bereits auf Zwei, als ich wieder die Straße betrat. Seitdem war ich ein täglicher Gast, bis ich mich als Sohn des Hauses betrachten durfte.

Zwanzig Jahre sind darüber verfloßen, und der Meister ist eingegangen zu den ewigen Hütten, dahin ihm seine treue Genossin drei Monde früher den Weg gewiesen. Wenn ich es wage, dieses schöne Menschenbild zu zeichnen, so darf von einer erschöpfenden Darstellung seines Lebens, von dem allmählichen Aufsteigen aus unscheinbaren Anfängen zur Sonnenhöhe des Ruhmes nicht die Rede sein. Lessings Leben gehört längst der Geschichte an, und Berufenerer mögen über den Werth seiner Werke, über seine Bedeutung als künstlerische Gesamterscheinung das entscheidende Urtheil sprechen — mir kommt nichts Anderes zu, als von dem zu sagen, was ich selbst erfuhr, was ich in dem beglückenden Verkehr mit dem einzigen Manne in mich aufgenommen und in einem feinen Gedächtniß bewahrt habe.

Lessing stand zur Zeit unserer Bekanntschaft in der Blüthe seiner Kraft. Noch waren es keine zwei Jahre, seitdem er, unmutig über das Verhalten preußischer Gewaltthaber, dem Rufe eines großherzigen Fürsten Folge geleistet, die alte Heimstätte seines Wirkens verlassen und in Karlsruhe sich den neuen Herd gegründet hatte. Das wettergehärtete Antlitz mit der kühngeschwungenen Adlernase und den tiefliegenden stahlgrauen Augen war umrahmt von blondem, nur mit einzelnen Silberfäden durchwobenem Haupt- und Barthaar und saß frei und fest auf einem schlanken, sehnigen Körper, dessen elastische Frische der in strenger Arbeit verbrachten zweiundfünfzig Jahre zu spotten schien. Ein reiches, glanzgefülltes Leben lag hinter ihm, und mancher Andere würde ein berechtigtes Genügen an dem Errungenen gefunden haben, aber zu mächtig rührte sich noch der Genius, zu quellend drangen immer neue Offenbarungen auf seine schöpferische Seele ein, als daß er die Früchte emsigen Fleißes und unbestrittenen Ruhmes in behaglicher Ruhe hätte genießen können.

In nordischer, den Süddeutschen damals noch überraschender Gastlichkeit, standen die Pforten des Lessing'schen Hauses Jedem offen, der ein Gefühl für das Rechte und Gute im Busen hegte, der seine Lust hatte an gedankenvollem Austausch bei herzhaftem Trunk; und es darf nicht Uebertreibung gescholten werden, wenn erkenntliche Freunde versichern, hier sei der verödeten Stadt der erste und hauptsächlichste Sammelplatz geistigen Lebens erstanden. Nach des Tages Last und Drang war es dem Nimmerrastenden

ein holdes Bedürfniß, liebe Menschen um sich zu vereinigen, die ihm neue Anregungen brachten, deren buntwechselnde Gespräche ihn belehrten, förderten oder auch nur anmuthig erheiterten. Wer ihn inmitten eines solchen Kreises erblickte in seiner mannhafte Schöne, voll beredten Schweigens, froh der frohen Gesellen und stolz auf das heitere Walten seiner Frau, der empfand die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!“

Eine anheimelnde Wärme, ein Hauch innigen Vertrautseins umfing den Gast gleich beim Eintreten in die künstlerisch geschmückten Räume, aus denen jeder Zwang, jede conventionelle Lüge unerbittlich verbannt waren, um der Entfaltung geselliger Gaben in Ernst und Scherz den freiesten Spielraum zu gönnen. Neben Männern der Politik, Wissenschaft und Kunst, deren Namen einen vollen Klang in deutschen Landen haben, fand auch die Jugend mit ihrer ausgelassenen Laune, ihrer liebenswürdigen Thorheit einen gern gebotenen Platz an der traulichen Tafelrunde. Denn im regen Umgang mit ihr suchte Lessing der grämlichen Einseitigkeit des Alters zu begegnen und Geist wie Herz zu erquicken an ihrer schäumenden Daseinsfreude.

Hatte er sich so eine beglückte und beglückende Häuslichkeit geschaffen, so sollte ihm Karlsruhe auch in Ausübung seines Berufes noch reine Freude gewähren. Treffliche Meister, wie die alten Freunde Schrödter und Schirmer, waren schon vor ihm hier festhaft geworden und empfingen das ehemalige Haupt der Mutterschule mit herzlichem Willkommen, während eine stattliche Anzahl frischer Talente, gelockt durch den Zauber seines Namens, sich allmählich um ihn sammelte und im Laufe der Jahre der heranblühenden Residenz eine gewichtige Stimme im Kreise deutscher Kunststädte eroberte.

Eigentliche Schüler freilich hat Lessing nie gehabt, aber willig folgte er jeder Bitte um Rath und Hülfe. Liebevoll eingehend, als ob es sich um eine eigene Arbeit handle, stand er dann vor dem fremden Werke, und rührend war es zu beobachten, wie er sich in die Gedanken- und Gefühlswelt eines Anderen hineinleben konnte, mit milder Ruhe, doch unbestochener Ehrlichkeit, kurz und bestimmt Lehren austreuend von überzeugender Unmittelbarkeit, von zwingender Gewalt. So hatte er es schon in Düsseldorf gehalten und reichen Lohn dafür geerntet. Das jüngere Geschlecht vergalt ihm seine Gutthaten mit schönem Vertrauen, und neidlos, als ob es sich von selbst verstünde, erkannte man dem Bescheidenen eine beinahe fürstliche Ausnahmestellung zu. Wenn die nicht selten wiederkehrenden Zwistigkeiten innerhalb der Kunstgenossenschaft schärfere Formen anzunehmen drohten, so brauchte Lessing sich für keinen der streitenden Theile zu entscheiden. Unbehelligt von dem Gezänk des Tages ließ man ihn seines Weges ziehen, wohl wissend, daß diese selbstlose Natur in ihrer stillen Größe zu Partezwecken sich nicht mißbrauchen ließe. Was Keinem erlaubt war, das gestattete man ihm: freundschaftlich zwischen den beiden Heerlagern zu verkehren und leidenschaftslos den Ausgang der Dinge abzuwarten.

So unverdrossen er Zeit und Können dem Besten Anderer opferte, so wenig durfte die eigene Thätigkeit auch nur für Augenblicke ruhen. Die häusliche Einrichtung der neuen Wohnstätte war noch nicht zur Hälfte gediehen, als er schon wieder sinnend und bildend vor der Staffelei weilte.

Ermüdet von den mehrjährigen Anstrengungen, welche die noch in Düsseldorf vollendete „Gefangennahme des Papstes Paschalis“ im Gefolge gehabt hatte, widmete er sich für's Erste ausschließlich der Landschaftsmalerei, dem eigentlichen Schoßkinde seiner stolzen Begabung, und es entstanden Gemälde, deren bestrickender Reiz fast Alles hinter sich läßt, was er vordem in üppigster Jugendkraft geschaffen. Die Waldhorntöne der Romantik waren längst verklungen, die Zeiten schwermüthiger Träumerei lagen hinter ihm, um so ungetrübter entfaltete sich jetzt die eingeborene Poesie in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Alles Tiefe und Sehnsuchtsvolle des deutschen Gemüthes, Alles, was die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen und sie erfüllt mit süßen Schauern vor dem dunklen Weben der Natur, das fand jetzt den beredtesten, in des Meisters schlichter Vortragsweise geradezu überwältigenden Ausdruck. Beim Anblick dieser Bilder legt es sich warm um das Herz: deutscher Erdgeruch dampft uns entgegen, und deutsche Waldestkühle umfächelt unsere Schläfe. Das ist der stille Segen, den sich Lessing durch seine Treue gegen den heimathlichen Boden gewann. Trotz dringender Mahnungen konnte und wollte er sich nicht entschließen, die Eindrücke der Fremde auf sich wirken zu lassen und buntere Motive in außerdeutschen Landen zu sammeln. Italien hat er niemals betreten und auch die Alpen erst dann gesehen, als es galt, einem Befehle seines fürstlichen Gönners zu gehorchen: der Harz und Solling mit ihren Eichen und Buchen, die Eifel mit ihren ausgebrannten Kratern und melancholischen Dedden, endlich die Kalksteinfelsen der fränkischen Schweiz blieben nach wie vor die unerschöpflichen Fundgruben, aus denen die Wünschelruthe seines Genies immer reichere Schätze zu Tage förderte.

Und wenn Ciner, so durfte gerade er die kalte Pracht der Gletschermwelt, die sonnige Farbengluth des Südens missen; hatte doch die Herrlichkeit der vaterländischen Natur sich ihm wie Wenigen erschlossen, all' ihre Wunder, ihre innersten Geheimnisse in keuscher Nacktheit seinem geweihten Auge offenbarend. Er brauchte nur aus der Thür zu treten: in unmittelbarster Nähe, im unscheinbaren Hartwalde entdeckte sein feiner Spürsinn Schönheiten, an denen tausend Andere achtlos vorübereilten. Vor der Gefahr, sich zu wiederholen, schützte ihn die Fülle seiner Phantasie, die den gleichen oder einander ähnelnden Stoffen durch wechselnde Beleuchtung und stimmungsvolle Belebung stets neue, nur reizvollere Seiten abzugewinnen wußte. So steht er in diesem Kunstbereiche wohl einzig da, sicher in sich selber ruhend, durchaus eigenartig, immer ein Anderer und immer doch er selbst.

Nach einer Reihe größerer und kleinerer Landschaften, die, kaum getrocknet, in alle Gegenden Deutschlands, theilweise auch über den Ocean wanderten, rührte sich wieder einmal die langverhaltene Lust zur Figuren-

malerei. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete Lessing ein historisches Genrebild „Kreuzfahrer in der Wüste“, um sogleich Hand an eine neue Arbeit, an „die Disputation zwischen Luther und Eck“ zu legen.

Die Wahl gerade dieses Stoffes hing mit dem damaligen süddeutschen Geistesleben auf's innigste zusammen. Wenige Jahre zuvor hatten Württemberg und Hessen-Darmstadt, dem traurigen Beispiele Oesterreichs folgend, nach einigem verschämten Zögern und Zuwarten mit dem päpstlichen Stuhle Concordate abgeschlossen, welche der Kirche eine vom Staat fast unabhängige Stellung einräumten und vor Allem Wissenschaft wie Unterricht, mithin die Zukunft der ganzen modernen Bildung, der Aufsicht und Censur des Clerus unterordneten. Auch für Baden war eine gleiche Gefahr heraufgezogen. Die dortigen Stände hatten zwar nach hartnäckigem Ringen die bereits fertig gestellte Convention in letzter Stunde verworfen, aber noch immer zitterte die Erregung des Kampfes in den Gemüthern nach, und ein verbissener Groll der Unterlegenen suchte sich in maßlosen Angriffen gegen das liberale Ministerium Luft zu machen. Dieses feindselige, lichtscheue Gebahren rief den alten Fuß- und Luthermaler wach. Ein fast vergessener Entwurf aus früheren Tagen drang sich plötzlich seinem Gedächtniß auf, Sinn und Gedanken gefangen nehmend, bis die flüchtige Zeichnung auf der Leinwand Gestalt und Farbe gewonnen hatte.

Darnach könnte es scheinen, als ob Diejenigen Recht behielten, welche Lessing einseitigster Tendenzmalerei beschuldigen; und doch ist niemals ein leichtfertigerer Vorwurf erhoben worden. Wäre die Verherrlichung dessen, was ein ehrlicher Mann als groß und gut erkannt, mit einem verächtlichen Schlagwort kurzweg und ein für allemal aus der Welt zu schaffen, dann freilich würde sich Lessing bescheiden und mit dem Schicksal seines Vorfahren trösten müssen, den eine gewisse Coterie für „Nathan den Weisen“ auch heute noch als Tendenzdichter brandmarken möchte. Aber die Hussiten- und Reformationsbilder sind, genau wie jenes unvergängliche Drama, keineswegs der trübe Ausfluß partiischer Absichtlichkeit und eitler Händelsucht, der ausschließlich am lärmenden Erfolg des Augenblickes liegt; der streitbare Mann fühlte sich nur, wie alle höher gearteten Naturen, von den geistigen und politischen Strömungen des Jahrhunderts in gesteigertem Maße berührt, und es war ihm, gleich dem ächten Dichter, ein unabweisbares Bedürfniß, Alles, was ihn innerlich bewegte, was ihn erfreute oder erzürnte, im Kunstwerk zur verklärten Darstellung zu bringen. Seine Gebilde entquollen einem warmen Freiheitsgefühl, sie waren der mannhafte Protest einer vornehmen Gesinnung gegen jegliche Vergewaltigung in Sachen des Glaubens und der Ueberzeugung. Wie die Kölner Wirren nicht ohne Einfluß auf seinen „Fuß vor dem Concil“ geblieben waren, so entstanden zur Zeit, da in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. die katholische Kirche fecker denn je das Haupt erhob, die Meisterwerke: „Fuß vor dem Scheiterhaufen“, „die Verbrennung der Bannbulle“ und „die Gefangennahme des Papsts Paschalis“. Fern lag ihm

dabei die Absicht, den Gegner in gehässiger Weise zu schmähen oder herabzusetzen: seine Bewunderung für das großartige Gefüge römischer Macht war aufrichtig und wohlbegründet durch reiche historische Kenntnisse; nicht Mergerniß wollte er säen, nur dem mitlebenden Geschlecht die Erinnerung wecken an die ruhmvollen Schlachten, die zu Ehren der gesunden Vernunft und des fessellosen Gedankens geschlagen worden waren; mahnen wollte er und warnen, als ein Rufer im Streit, daß „der alte, böse Feind“ noch immer auf dem Plane sei, daß es sich heute wie ehedem um die Vertheidigung der edelsten Güter handle. Hätte er seine Muse wirklich zur heßenden Straßendirne erniedrigen wollen, er würde die Vertreter Roms in minder würdiger Weise geschildert, sie vielmehr zur Frage heruntergezogen haben, wie es später Kaulbach im „Peter Arbues“ gethan.

Aber dieses Willigkeitsgefühl, statt des tendenziösen Zerrbildes nur die zutreffende Charakteristik wirken zu lassen, war nicht geeignet, die Widersacher zu versöhnen; es wurde vielmehr die Quelle eines Hasses, der vor schnöder Verdächtigung so wenig zurückschreckte, als er sich scheute, die Kanzel zum Tummelplatze tobender Wuthausbrüche zu entweihen. Je makelloser, je ritterlicher des Meisters Waffen waren, um so gefährlicher, um so verdammenswerther mußten sie denen erscheinen, die von ihren Streichen bis in's Mark getroffen wurden!

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß der Künstler, der so warm für die Kämpfe der evangelischen Kirche eingetreten ist, sich an deren Innenleben so gar nicht betheiligte. Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man das fröstelnde, beinahe unheimliche Gefühl, das ihn bei ihrem freudlosen Wesen von heute überschlich, einem Mangel an wahrhaft religiösem Sinne Schuld geben. Zu leuchtend hatte er Gott in den Wundern seiner Schöpfung geschaut, zu nah seine Stimme im Rauschen des Waldes, im Brausen seiner Wetter vernommen, als daß sein Herz von dem Dasein eines Ewigen nicht erfüllt und durchdrungen gewesen wäre; aber wie tapfer und rückhaltlos er sich auch zum Protestantismus bekannte, er war nicht blind gegen die häßlichen Auswüchse und tiefen Schäden im eigenen Hause. Mit ungetrübter Freude weilte sein Blick nur bei den Jugendjahren der Reformation, die Folgezeit mit ihren Ausschreitungen verknöcheter Orthodoxie und rechthaberischer Unduldsamkeit konnte seinem freien Sinne nicht genügen; ja selbst ihr Haupt, der bewunderte Augustinermönch, war ihm als zänkischer Magister fremd und unverständlich geworden. Den alternden Luther hat er niemals zum Helden eines seiner Werke erkoren.

Ueber Lessings Historienbilder und deren Werth ist viel gestritten worden. Nicht selten ist es vorgekommen, daß die Debatten darüber aus den Schranken ruhig gemessener Verhandlung brachen, und die Parteien hart an einander geriethen. Weil er der erste Maler in Deutschland war, der die großen Thaten unserer Geschichte mit modernem Geiste erfaßte und die Träger erhabener Handlungen und Ideen in den individuellen, scharf umrissenen

Gestalten seiner Zeit und Umgebung lebendig zu machen suchte, weil er Wesen von Fleisch und Blut, nicht kunstvoll drapirte Masken hinzustellen wagte, so schrieen die Nazarener sammt ihrem Anhang Ach und Zeter über den voraussichtlichen Verfall der eben erst wiedererweckten Kunst, und ihre Klagelieder wurden unverdrossen von einem Schwarm verkannter Talente in allen Tonarten auch dann noch nachgesungen, als es längst erwiesen stand, daß keine der gehegten Befürchtungen eingetreten sei, daß die deutsche Malerei trotz oder vielmehr mit Lessing fröhlich weiter gediehe. Man hat ihm vorgeworfen, seinen Compositionen fehle es an leidenschaftlichem, dramatisch bewegtem Leben, sie wären mehr oder minder nur zuständlicher Natur, seine Farbengebung hielte mit den coloristischen Forderungen der voraneilenden Zeit nicht gleichen Schritt, und was der berechtigten oder haltlosen Einwände mehr sein mögen — Lessing hat nicht viel darnach gefragt. Gelassen ist er seine eigene Straße weiter gewandelt, unbeeinflusst von den großen Italienern und Niederländern, unbeirrt durch die modernen Belgier und Franzosen, ein rechter Selbstmann vom Wirbel bis zur Sohle. Und das deutsche Volk in seiner ungeheuern Mehrzahl ist treulich mit ihm gegangen, das Volk, dessen Launen und Leidenschaften er niemals geschmeichelt, dessen Herz er aber in seinem Tiefsten und Heiligsten berührt hatte, wie keiner der gleichzeitigen Rivalen.

Das Bewußtsein, unverrückbar in der Werthschätzung seiner Nation zu wurzeln, hat Lessing hochbeglückt, aber nicht übermüthig gemacht. So früh dem Jüngling die duftigsten Kränze geboten wurden, so erfüllt seine reiferen Jahre von Ruhm und äußerem Glanze waren, er ist immer der Gleiche geblieben, der Einfache, Anspruchslose, der jeder lauten Huldigung selbst im vertrautesten Kreise am liebsten aus dem Wege ging. Als der Düsseldorfer Malkasten bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens nur ihn und den Fürsten Bismarck zu Ehrenmitgliedern ernannte, bedurfte es wiederholten und eindringlichen Zuredens, ihn zu überzeugen, daß es sich um einen durchaus ernst gemeinten, auf reiner Ueberzeugung beruhenden Ausdruck innigster Liebe und Bewunderung handle. Sein schlechtes Gemüth vermochte es nicht zu fassen, daß sein Name ebenbürtig neben dem größten des Jahrhunderts verzeichnet stehen sollte; während doch der Gewaltige von Barzin sich eines solchen Genossen ganz gewiß nicht geschämt haben wird. Eine gleichsam jungfräuliche Scheu ließ Lessing vor jedem Heraustrreten auf den Markt, vor jeder allzunahen Berührung mit der Oeffentlichkeit erschrecken; daher auch seine unbefiegbare Abneigung, auf größeren Ausstellungen die Arbeit wehevoller Stunden einer theilnahmlos gaffenden Menge preiszugeben.

Es hieße übrigens die Art seiner Bescheidenheit verkennen, wollte man glauben, er sei sich des eigenen Werthes nicht bewußt gewesen. Es gebrach ihm nicht an Stolz, aber es war ein männlicher Stolz, den er sorgsam im geheimsten Schrein seines Busens barg, und der ihm erst dann auf die Lippen trat, wenn es galt, vorlautem Dilettantismus, dünkelfhafter Ueberhebung oder nörgelnder Austerweishheit die Spitze zu bieten. Dann konnte er schneidig scharf, selbst bitter

und wegwerfend werden. Dagegen blieben ihm die garstigen Regungen der Mißgunst und Eiferjucht immerdar fremd. Wie er das Falsche und Unwahre ohne Rücksicht der Person schonungslos verdamnte, ebenso willig erkannte er das Gesunde und Tüchtige an, wo er es fand, mochte es auch von einer Seite kommen, von der er sich nicht geliebt wußte. Gegner und Neider hat er vollauf besessen, aber wohl niemals einen persönlichen Feind, denn Jeder, der in seine Nähe kam, mußte vor der großartigen Herzenseinfalt dieses wahrhaftigen Menschen beschämt die Waffen senken.

Einem so gefügten Charakter kann nur wohl sein, wenn er eins mit sich selber ist. Jeder heftigere Widerstreit der Gefühle muß sein schönes Gleichgewicht stören und wohlthuende Ruhe in tiefes Mißbehagen wandeln. Auch Lessing hat zur Zeit seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe unter einem innern Zwiespalt gelitten, der ihm lange die heitere Unbefangenheit des Urtheils trübte.

Voll gerechten Unmuths war er aus Preußen geschieden, gekränkt in dem Besten, was er besaß, in seiner Ehre. Eine einflußreiche Partei des Berliner Hofes, an deren Spitze der katholische Herr von Olfers stand, hatte die geistige Unmacht Friedrich Wilhelms IV. benutzt, das eben vollendete Bild „die Gefangennahme des Papstes Paschalis“ als unbestellt zurückzuweisen. Umsonst war die Versicherung, der Auftrag sei schon vor Jahren, zwar nur mündlich, jedoch vom König selbst gegeben worden — man verlangte schriftliche Beweise. Lessing vermochte sie wider Erwarten zu liefern, und das Gemälde ging wirklich in den Besitz des königlichen Hauses über; der Stachel aber, daß man an der Lauterkeit seines Wortes gezweifelt, blieb im Herzen des Künstlers haften und erleichterte ihm das Scheiden von dem geliebten Düsseldorf.

Der neue Wohnsitz war für's Erste nicht der Platz, diese herben Empfindungen vergessen zu machen: zu Karlsruhe wie im ganzen Lande wehte damals eine preußenfeindliche Luft. Es kamen die leidigen Tage der Sängers-, Schützen- und Turnersfeste, ein kraft- und saftloser Liberalismus trieb aller Orten sein geschwäziges Wesen und eiferte gegen den verstockten Slavenstaat am baltischen Meere. Die Gemeinde derer, welche unentwegt an Preußens Sendung zum Heile Deutschlands glaubten, war nur klein und ihre tapfere Stimme verhallte in dem Geschrei der wachsenden Erregung, die sich während des augustenburgischen Possenspieles bis zur Siedehitze steigerte.

Lessing wußte sich in dem wüsten Hader nicht zurecht zu finden. Er hatte die Fühlung mit der alten Heimath verloren, und Alles, was er von jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle durch Zeitungen oder Hörensagen vernahm — Willkür von Oben, Herrschaft des Junkerthums, eitle Soldatenspielererei — konnte seinen nagenden Groll nicht besänftigen. Er war irre geworden an seinem Vaterlande, an sich selbst. Da kam das Jahr 1866 und mit ihm die Genesung. Drohender sah er die Wetterwolken sich thürmen,

die finsternen Schrecken des siebenjährigen Krieges schienen ihm auf's Neue heraufzuziehen. Preußen sollte gedemüthigt, zerstückelt, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und die Wiege seiner Jugend, die köstlichste Perle in der Krone des großen Königs, wieder habsburgisch werden. Das war ein unerträglicher Gedanke, und in hellem Zorn entbrannte das schlesische Herz.

Mit athemloser Spannung verfolgte der Erwachte die allmähliche Entwicklung der Dinge. Freudig hörte er die Marken in Waffen klirren, aber die Sorge wollte nicht weichen, es möchte bei der Drohung wieder sein Bewenden haben und ein zweites Olmütz tagen, bis endlich aus den böhmischen Waldthälern der erste, langersehnte Schuß herüberschallte. Seine Seele blühte auf in patriotischer Lust. Das war noch dasselbe Preußen, das die Schlachten von Fehrbellin, Hohenfriedberg und Leuthen geschlagen, das bei Dennewitz, Hagelsberg und Wartenburg gefochten, dasselbe Preußen, nur größer, gesünder und herrlicher; und mit schöner Nüchternheit bat er dem Staatsmann, der das Alles so weise, geduldig und kraftvoll heraufgeführt, das bittere Unrecht ab, das er ihm in Gedanken angethan zu haben meinte. Seitdem stand ihm der Glaube an den eisernen Grafen festgegründet, und in seiner einfachen Weise pflegte er neuauftauchenden Bedenken ängstlicher Freunde mit dem Troste zu begegnen: einem Auserwählten, der selbst die Besten seiner Zeit um Haupteslänge überrage, müsse man auch dann mit sorglosem Vertrauen folgen, wenn seine Wege nicht gleich zu verstehen wären, wenn sie durch Dunkel und Wirrniß zu führen schienen.

Nun, da das Banner des größten protestantischen Staates vom Fels zum Meere wehte, sollte es um so frischer an die Arbeit gehen, und unter dem Siegesdonner von Königgrätz legte er die vollendende Hand an „die Disputation zwischen Luther und Eck“.

Es war sein letztes Historienbild, denn eine nachmals fertig aufgezeichnete Composition „Kaiser Heinrich IV. von der Harzburg flüchtend“, gelangte nicht zur Ausführung: der plötzlich hereinbrechende Krieg mit Frankreich und seine nachhaltigen Erschütterungen ließen ihn für eine derartige Aufgabe nicht Lust, noch Laune finden.

Voll freudigen Stolzes hatte er diesmal zwei Söhne unter die Fahnen seines Fürsten gestellt, die er beide, mit Orden geschmückt und den Jüngeren von schwerer Verwundung genesen, aus dem blutigen Kriege wiederkehren sah. Ihn selber wollte es nicht lange zu Hause dulden. Als die deutschen Belagerungsgeschütze an die Wälle von Straßburg pochten, eilte er nach dem Elsaß hinüber, um sich wacker in Feldlager und Laufgräben zu tummeln und die Schönheit des wiedergewonnenen Schwesterlandes in sich aufzunehmen. Denn nicht eher hatte sein Fuß den Wasgau betreten sollen, bevor nicht die zweihundertjährige Schmach gesühnt und von Erwins Münsterthurme die verhasste Tricolore verschwunden wäre. Es war dies dasselbe eifersüchtige Gefühl für vaterländische Ehre, das ihn immer abgehalten hatte, den büßenden Frankenkaiser im Winterschnee von Canossa darzustellen, das ihn dem Andringen

des weiland welfischen Hofes von Hannover, die Demüthigung Friedrich Barbarossas vor Heinrich dem Löwen zum Gegenstande eines Bildes zu erwählen, die trockene Bemerkung entgegenzusetzen ließ, er sei nicht dazu da, einen Schandfleck deutscher Geschichte zu malen.

In den behaglichen Räumen am Akademieplatz wurde es allmählich stiller. Ein Kind nach dem andern hatte das Vaterhaus verlassen, draußen Glück und Heil zu suchen, des Meisters blonde Locken waren ergraut, aber seine Lebens- und Schaffenslust schienen unverwüstlich. Jahraus, jahrein gingen neue Schöpfungen aus seiner Werkstatt hervor mit dem Stempel frischester Gestaltungskraft an der Stirn, und die Flamme seines Herdes verbreitete noch immer gastliche Helle, alte wie junge Freunde zu traulicher Vereinigung ladend. Besonders willkommen waren die Vertreter des Heeres, mit denen Lessing, der jetzt nur noch selten die Büchse aus dem bergenden Schranke nahm, von seinen Jagden im Solling und Reichswald plaudern, aus deren Munde er anschauliche Belehrung über Veränderungen und Fortschritte des modernen Kriegswesens empfangen konnte. Denn der Soldat steckte ihm tief im Blut: nie hat er sich von dem Säbel trennen mögen, den er als freiwilliger Mann getragen, und jahrzehntelang lehnte seine Lanze in einer Ecke des Ateliers, bereitgestellt zu fleißig wiederholten Exercitien, bis sie endlich dem Zerstörungstrieb seiner wilden Knaben zum Opfer fiel.

Von jeher hatte es zu seinen liebsten Gewohnheiten gehört, an langen Winterabenden im Kreise der Seinen aus einem guten Geschichtswerk sich vorlesen zu lassen. Die größere Stille, die jetzt im Hause herrschte, mußte diese gute Sitte fördern, und gerade hier zeigte sich die tiefe Wandlung, welche, ihm selber vielleicht unbewußt, in seinem Innern vorgegangen war.

Seltener wurde jetzt nach einem mittelalterlichen Chronisten, nach einer Städte- oder Klosterhistorie gegriffen, und hatte er sich früher aus dem würdelosen Jammer bundestägiger Zeit zu den gewaltigen Sachsen-, Franken- und Schwabenkaisern hinübergeschlüchtet, so wollte nun, seit auf den böhmischen Schlachtfeldern und im Versailler Spiegelsaale das preußische Reich deutscher Nation erstanden war, der alte Zauber nicht mehr wirken. Die neuere Geschichte mit ihrer reichen Specialforschung, mit ihrer stetig wachsenden Memoirenliteratur muthete ihn reizvoller an; er verlangte nach lebendig greifbaren Menschen, die, wie uns, die Sonne wärmt und der Regen näßt, nicht nach Giganten, deren riesenhafte Formen im Dämmerlicht der Sage zerfließen.

So nahte sein siebenzigstes Wiegenfest, und mit ihm eine Feier, die in herzerhebender Weise verkünden sollte, was Lessing dem Gesamtvaterlande, was er insbesondere der heimathlichen Kunstgemeinde galt. An der Seite seiner geistvollen Frau, umgeben von einer Schaar blühender Kinder, zwischen die sich bereits ein vollwangiger Nachwuchs drängte, empfing er den Kranz aus Albrecht Dürers Händen, den Deutschland in mütterlicher Dankbarkeit dem erlesenen Sohne gewunden. Sicherlich ahnte Keiner von denen, die ihn damals in seiner Straff zusammengefaßten und doch von sanfter Nührung be-

wegten Mannheit sahen, daß es das Aufleuchten eines späten Herbsttages wäre, was ihn golden umstrahle, daß der Winter vor der Thüre stünde und sich bereit halte, die schöne Gestalt mit seinem eisigen Mantel zu bedecken.

Und der Winter kam. Erst klopfte er leise, dann vernehmlicher an: Stift und Palette entsanken der kunstfrohen Hand, und es schien, als sollte sie niemals wieder das theure Werkzeug führen. Aber noch einmal raffte sich die dauerhafte Natur zu einem Bilde empor, das von ungebrochenem Leben zeugte und die erschrocken Freunde mit neuer Hoffnung erfüllte. Da geschah, was Niemand befürchtet. Die Gefährtin seiner langen Wanderung, des Mannes altverbrieftes Vorrecht, früher heimzugehen, nicht achtend, stieg ins Grab und ließ ihn zurück auf einsamer Höhe. Was sie ihm gewesen, das wissen nur Diejenigen, die mit ihm und um ihn gelebt haben. Sie war in ihrer sonnigen Heiterkeit, in der fürstlichen Großmuth ihres Herzens nicht nur die gütige Fee des Hauses, sie war, und das hat Keiner freudiger als er gerade anerkannt, sein künstlerisches Gewissen. Ihrem Urtheil stellte er jedes andere nach, ihr Beifall war sein Glück, ihre Lust an des Gatten Ruhm sein einziger Stolz.

Als er seine Frau begraben hatte, wußte er, daß auch ihm die Stunden gemessen wären. Aus dem alten Stamm war der Lebenskern gebrochen, still und entsagend harrete er des nächsten Sturmes, der ihn fällen sollte. Seine Umgebung zu beruhigen, sorgte er wohl voll zarter Rücksicht für frische Farben und neues Geräthe, als trage er sich noch mit großen Entwürfen, und, immer heiter, dankbar für jedes kleine Liebeszeichen, geduldig wie ein Kind, verbarg er tagesüber sein stummes Leid; aber die niedergebrannte Kerze neben dem Bett verrieth nur zu deutlich, wie er die Nächte hindurch schlaflos gelegen, allein mit seinen Gedanken und ihrem Gram.

Nur wenige Monde hatten gewechselt, da trat der bleiche Gott zum dritten Mal heran, küßte ihm die Wehmuth von der kummervollen Stirn und geleitete ihn hinüber zu den lichten Gefilden, wo er Diejenige wiederfinden sollte, ohne die er nicht leben mochte, nicht leben konnte.

Unter seinem „Luther und Eck“ stand in düsterer Pracht der aufgebahrte Sarg, beladen mit den Kränzen, welche die Liebe aus allen Gauen des Vaterlands gesendet, umgeben von den Söhnen und den klagenden Genossen. Die Spitzen des Heeres und Staats, die Häupter der Stadt, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren vollzählig erschienen, um, geführt von ihrem edlen Fürsten, dem geschiedenen Meister die letzte, tiefbewegte Huldigung zu bringen.

Es war ein stürmischer Tag. Als der feierliche Zug aus dem weiten Galerieportale hinaus auf die Straße trat, ließ der Regen nach, aber schwere Wolken wälzten sich über Giebel und Dächer. Es war, als wolle auch die Natur dem alten Liebling das Geleite geben, angethan mit einem Trauergewande, in dessen grauen Tönen sein gottberührtes Auge so oft und gern geschwelgt.

Ein Dasein liegt abgeschlossen, reich an Arbeit und Schweiß, doch überschwänglich gesegnet an Ehre und Glück. Nicht Vielen ist es vergönnt, sich so ganz, so völlig auszuleben, aber auch nicht Jeder darf sich rühmen, sein Tagewerk vollbracht zu haben gleich Diesem. Er hatte um seine Kunst geworben mit aller Kraft und Innigkeit der Seele und ist dafür von ihr geliebt worden wie wenig Andere. Sie hat ihn sorglich behütet vor der Angst und Noth des Augenblicks und ist ihm treugeblieben bis an's Ende. Es war ein ächtes Menschenleben, harmonisch in Empfinden, Denken und Handeln, und auch von seinem Ausstönen gilt das Dichterwort:

Sah dies mein Aug', nie konnt' es Thränen thauen!
Mein, stillbefriedigt, ruhig, glanzzerhell't
Mußt' es drauf' unabwendbar niederschauen, —
Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstellt!





Die Krisis des Christenthums.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

1. Die geschichtliche Selbstzersezung des Christenthums.

Die christliche Religion hat im Unterschied von anderen Religionen mit dem Buddhismus das gemein, daß sie Erlösungsreligion ist; sie unterscheidet sich von Buddhismus durch die Art, wie die Erlösung bewirkt werden soll. Gautama Buddha weist den Weg der Erlösung durch Lehre und Beispiel, aber er ist nicht selbst der Erlöser, sondern jeder Buddhist muß durch eignes Streben und Ringen sein eigener Erlöser werden; Jesus Christus hingegen wird nicht nur als Lehrer und Vorbild, sondern als Erlöser verehrt. Seine Lehre und sein Beispiel zeigen nur, wie der Christ sich fähig und würdig zu machen habe, um an der Erlösung durch Christum theilzunehmen; eine Erlösung auf anderem Wege als durch den alleinigen Mittler und Erlöser Jesus Christus gilt nach christlichem Glauben für unmöglich. Der spezifische Unterschied der christlichen Religion von jeder denkbaren anderen Religion besteht also darin, daß sie christliche Erlösungsreligion, d. h. Religion der Erlösung durch Jesum Christum (und allein durch ihn) ist; die Erlösung durch Jesum Christum ist das Centraldogma der christlichen Religion, von dem aus sich zunächst die Christologie und Anthropologie und indirect alle übrigen Dogmen bestimmen.

Die Christologie oder die Lehre von der Person und dem Werke Christi bestimmt sich aus der Erwägung, welcher Art die Person und Wirksamkeit Christi gedacht werden müsse, um ihn als den wahren, alleinigen Erlöser und seine Thätigkeit als die Erlösung der Menschheit betrachten zu können; die dogmatische Anthropologie bestimmt sich aus der Erwägung, wie der Mensch beschaffen sein müsse, um der Erlösung bedürftig, der Selbsterlösung unfähig, aber der Erlösung durch Christum fähig zu sein. Aus der Christologie

ergiebt sich dann indirect die trinitarische Lehre von Gott, aus Christologie und Anthropologie zusammen die Soteriologie, oder die Lehre von der Aneignung der Erlösung oder vom subjectiven Heilsproceß und die Lehre von der Kirche als Vermittelung und Verbürgung dieser Aneignung.

Alles dreht sich somit um das Centraldogma von der Erlösung durch Jesum Christum; in diesem, als dem specifischen Unterscheidungsmerkmal von allen anderen Religionen und dem normgebenden Mittelpunkt für die gesammte christliche Dogmatik, ist der eigentliche Kern des christlichen Glaubens, der eigenthümliche Grundgehalt der christlichen Religion, mit einem Wort das Wesen des Christenthums zu sehen. Dieser Sachverhalt ist auch nirgends bestritten. Von den ersten Tagen der Jüngergemeinde bis zu den letzten Ausläufern des liberalen Protestantismus ist diese centrale Stellung der Christologie im christlichen Glauben anerkannt, welche Wandlungen ihr Inhalt auch dabei durchgemacht hat; wir dürfen deshalb sicher sein, uns mit dem innersten Wesen des Christenthums zu beschäftigen, wenn wir den Wandlungen unsere Aufmerksamkeit schenken, welche der Inhalt dieses Centraldogmas erfahren hat, und der Krisis, zu welcher dieselben es gegenwärtig geführt haben.

Was Jesus selbst über seine Mission gedacht habe, kommt hier weniger in Betracht, als was die erste Jüngergemeinde über dieselbe gedacht hat. Diese aber sah in ihm einen Sproß des Davidischen Königshauses, von Gottes Vaterliebe zum Messias erwählt und dem sündigen Gottesvolk vor Beginn des Gottesreiches gesandt, um seine unmittelbar bevorstehende Nähe zu verkündigen. Messias wird Jesus nach dieser Anschauung erst bei seiner Herabkunft aus den Wolken, woselbst er dann als Weltrichter und König des „Erdreichs“ zu fungiren hat und die Unwürdigen von der Theilnahme am Gottesreich ausschließt; Erretter wird er für die seiner Botschaft Glaubenden durch die Motivationskraft dieser Botschaft zur Buße und Sinnesänderung, zugleich auch durch seinen Tod, der als Sühnopfer für die vorher begangenen Sünden betrachtet wird. An eine Ausdehnung der entsühnenden Wirkung dieses Todes auf die Sünder künftiger Geschlechter konnte schon darum nicht gedacht werden, weil das Weltende während der Dauer des lebenden Geschlechtes den Inhalt des Evangeliums und zugleich seine motivirende Kraft bildete. Jesus gilt hier noch als Mensch, aber als rein in dem Sinne, wie jedes Opfer es sein muß; Gottessohn ist er anfänglich nur im theokratischen Sinne eines von Gottes Liebe erwählten Königs im Gottesreich, und erst später tritt die physische Bedeutung des Wortes als übernatürlich Erzeugter hinzu.

Bei Paulus schwindet die ursprüngliche Bedeutung des Evangeliums als Botschaft von der Nähe des Reichs, obschon dieser Glaube bestehen bleibt; Inhalt des Evangeliums wird nummehr der Tod und die Auferstehung Jesu Christi als Mittel der Rechtfertigung und Lebenserlangung für die Gläubigen. Sein Kreuzestod ist die Stiftung eines anderen Bundes zwischen Gott und der Menschheit, die Eröffnung eines neuen, für Alle offenstehenden

Heilsweges im Gegensatz zu dem propädeutischen, für sich allein aber unzulänglichen Wege des jüdischen Gesetzes. Christus wird Erlöser dadurch, daß er den Gesetzesfluch (5 Mos. 21, 23) stellvertretend auf sich nimmt und so durch seinen Tod uns von der Gesetzesherrschaft löskauft, so wie dadurch, daß er die Aufhebung der Macht des Todes über die Menschen und die Gewinnung des ewigen Lebens für dieselben durch seine Auferstehung verbürgt. So wird der Judenmessias zu dem Weltheiland, der das Gesetz Gottes abschafft, der Davidssohn zu einem präexistenten pneumatischen Gottessohn, zu einem ewigen Lichtmenschen, der nur für eine kurze Spanne Zeit seine gottebenbildliche Persönlichkeit durch Fleischesannahme verhüllt.

Während der Brief an die Ebräer die Idee des stellvertretenden Opfers und die hohenpriesterliche Function des dieses Opfer darbringenden Christus schärfer durchbildet, gewinnt im Johannesevangelium die metaphysische weltumspannende Bedeutung des Werkes Christi eine Potenzirung durch den Hintergrund einer dualistischen Weltanschauung, welche Gotteskinder und Teufelskinder, ein Gottesreich des Lichts und ein Satansreich der Finsterniß unterscheidet. Die Erlösung besteht nach Johannes darin, daß die Erscheinung Christi in der Welt die große Krisis oder Scheidung zwischen Licht und Finsterniß herbeiführt, daß sein Tod, der als Erhöhung am Kreuz gefaßt wird, seinen Sieg über die Welt der Finsterniß und ihren Fürsten besiegelt, und daß das von ihm erschlossene Leben in der Wahrheit und Liebe die bleibende Gemeinschaft aller Gotteskinder mit Gott vermittelt. Christus selbst wird nun das Licht, die Wahrheit und das Leben, welche Fleisch geworden sind, um in der Welt erscheinen zu können, und durch ihr Erscheinen die Krisis herbeizuführen, welche für die Teufelskinder das Gericht, für die Gotteskinder die Erlösung und den Eingang in's Leben bedeutet. Um diese Rolle zu spielen, dazu muß Christus mehr sein als ein präexistenter pneumatischer Messias, muß er ein mit Gott wesentlich identisches metaphysisches Wesen sein, und um diese Steigerung in Worte zu fassen, bot sich die alexandrinische Logos-Lehre dar, welche vom Johannesevangelium acceptirt und an die Spitze gestellt wird. War im älteren Judenthume Christus noch als ein mit dem göttlichen Geiste vorzugsweise erfüllter Mensch gedacht, so hat er sich nunmehr zu einem mit Gott dem Vater identischen göttlichen Wesen umgewandelt, das zum Zweck der Theophanie zeitweilig die Hülle einer menschlichen Gestalt angenommen hat, doch ohne darum sich seiner Göttlichkeit zu entäußern.

Das juden-christliche oder ebionitische Christusbild mußte später als eine ketzerische Vorstellung verworfen werden, weil es nicht als Subject des Erlösungswerkes im paulinisch-johanneischen Sinne gedacht werden konnte: das johanneische Christusbild hingegen macht, freilich ohne es zu wollen oder zu merken, die menschliche Persönlichkeit Jesu zu einer von dem göttlichen Subject vorgenommenen Maske, zu einem bloßen Schein, und diese Consequenz, welche wiederum das Erlösungswerk im paulinischen Sinne unmöglich gemacht hätte,

mußte deshalb als doketische Ketzeri abgewehrt werden. Alle Bemühungen der Dogmengeschichte zielen darauf ab, zwischen der Scylla des Ebionitismus und der Charybdis des Doketismus hindurchzusteuern. Soll Christus als Stellvertreter der Menschheit gelten und ihre Sünde auf sich nehmen können, so muß er wahrer Mensch sein; soll er, der Einzige, die ganze Menschheit von der Sünde loskaufen und vor Gott rechtfertigen können, so muß er mehr als Mensch, so muß er Gott sein. So wurde dann im chalcidonensischen Bekenntniß das Facit langer Kämpfe dahin gezogen, daß Christus als einheitliche Persönlichkeit wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich sein müsse, daß in ihm, dem gottmenschlichen Subject die menschliche und die göttliche Natur ungetrennt und unvermischt vereinigt seien. Die Hauptschwierigkeit lag darin, wie beide Naturen zu einem Subject vereinigt sein sollten. Ging man mit der antiochenischen Schule von der menschlichen Natur aus, so kam man nicht zur wahren Einheit, nicht über eine bloße Zusammenkoppelung oder Verknüpfung hinaus; ging man hingegen mit der alexandrinischen Schule von der Gottheit aus, so war, wenn der Rückfall in Doketismus vermieden werden sollte, die Annahme einer Veränderung der Gottheit durch die Incarnation nicht zu umgehen. Ersteres wurde als nestorianische, letzteres als monophysitische oder eutyhianische Ketzeri verworfen.

Durch die chalcidonensische Formel war in völlig consequenter Weise die Bedingung hingestellt, unter welcher allein das christliche Centraldogma, die Erlösung durch Christum, möglich ist; die ganze weitere Entwicklung dreht sich nur darum, die Abweichungen nach der einen oder anderen Seite, welche in den verschiedensten Gestalten und Verhüllungen stets von Neuem auftauchen, auszuschließen, und dadurch die Formel immer präciser zu fassen. Da die Abweichungen in der Absicht auftauchen, die in sich widerspruchsvolle Formel denkbar zu machen, so ist die Ausschließung aller denkbaren Abweichungen zugleich die möglichst schroffe und scharfe Herausstellung des der Formel von Anfang an zu Grunde liegenden Widerspruches. Indem so scheinbar das Recht des Verstandes verletzt wird, wird in Wahrheit das Recht des religiösen Bedürfnisses gewahrt; auf christlicher Basis, d. h. auf Grund des christlichen Centraldogmas ist die orthodoxe Fassung die einzig consequente, d. h. die einzige, welche kein wesentliches und unveräußerliches religiöses Interesse preisgibt. Indem die Dogmengeschichte die Christologie zu immer schärferen und immer mehr zu Tage liegenden Widersprüchen zuspitzt, offenbart sie gerade die immanente Vernunft dieser Entwicklung; der Verstand aber, der durch Abweichungen nach der einen oder anderen Seite den Widerspruch des Centraldogmas zu mildern und minder undenkbar zu machen sucht, handelt damit nicht nur dem religiösen Interesse, sondern auch der objectiven Vernunft zuwider, weil das in sich Widerspruchsvolle nicht vertuscht, sondern möglichst klar ans Licht gestellt werden muß, um dem Verstand die Ueberwindung des Widerspruches durch Hinübertritt auf eine ganz neue Basis zu ermöglichen.

Bei solcher Auffassung ist es unwesentlich, die nebensächlichen Unterschiede zu verfolgen, welche sich beispielsweise zwischen Lutheranern und Reformirten daraus ergaben, daß erstere die Gottmenschheit Christi als ewige, letztere als zeitliche, auf die Dauer des irdischen Lebens beschränkte betrachteten, daß erstere zu der Annahme einer himmlischen Menschheit gedrängt wurden, welche durch Theilnahme an der göttlichen Natur auch an den göttlichen Eigenschaften (Allgegenwart, Allmacht und Allwissenheit) theilhaber, wogegen letztere zu der Folgerung gelangten, daß während der Incarnation der Logos gleichzeitig als außerfleischlicher Himmel und Erde regiere und als innerfleischliches Subject der endlichen natürlichen Lebensentwicklung sei. Man kann die religiösen Motive dieser Fortbildungen (das Festhalten einerseits an der vollen Gegenwart Gottes im Gottmenschen und andererseits an der absoluten Erhabenheit des Göttlichen über die Endlichkeit) anerkennen, ohne darum zu verkennen, daß „der den Umbildungen des Dogma zu Grunde liegende tiefere Gehalt, zunächst nur durch eine nochmalige Steigerung der alten christologischen Gegensätze, also erst recht widerspruchsvoll, zum Ausdruck gelangen konnte“ (Lipsius Dogmatik § 563).

Ebenso unwesentlich ist der innerhalb der lutherischen Confession zwischen Tübingen und Gießen geführte Streit, ob Christus seine göttliche Majestät während des Standes seiner irdischen Erniedrigung nur im Verborgenen geübt (Krypsis), oder ob er sich derselben entäußert habe (Kenosis), oder ob er, wie die sächsischen Schiedsrichter erklärten, nur auf den stetigen und beständigen Gebrauch seiner göttlichen Eigenschaften verzichtet habe. Auf alle Fälle hebt die lutherische Fassung die wahre Menschheit, die reformirte aber die wahre Einheit der Naturen auf. Auch die neueren Fortbildungsversuche der kenotischen Theorie, welche auf eine Selbstbeschränkung und Selbstverendlichung der göttlichen Natur zur menschlichen hinauslaufen*), kommen über die alten Widersprüche des kirchlichen Dogmas nicht hinaus, so lange sie an der Erlösung durch Christum festhalten; so lange der verendlichte Gott Gott bleibt im Unterschiede vom Menschen, ist er nicht wahrer Mensch, und sobald er wahrer Mensch ist, kann er, gleichviel ob er durch Verendlichung eines Gottes entstanden ist oder nicht, die Menschheit nicht erlösen. Das Gleiche gilt von der Theorie Dorners, nach welcher der Logos sich Jesu nur successive mittheilte, in dem Maße, als unter seiner Einwirkung das persönliche Leben dieses Menschen heranreifte; sie unterscheidet sich von der altreformirten Lehre nur dadurch, daß sie die vollständige Vereinigung der zwei Personen (Logos und Jesus) zu einer nicht an den Anfang sondern an das Ende der menschlichen Laufbahn Jesu verlegt, also den Gottmenschen zum letzten Resultat eines cooperativen Entwicklungsprocesses macht, der doch

*) Dieselben finden Vertreter in den confessionellen Lutheranern Thomasius Hofmann, Liebner, Luthardt, Rahnis, Delitzsch u. A., außerdem auch in Unionstheologen wie Lange und Geß, ja sogar in confessionellen Reformirten wie Ebrard.

wieder kein rein menschlicher ist, und die Entstehung einer Persönlichkeit aus zweien um nichts widerspruchsvoller macht.

„So bleibt als Erträgniß aller dieser kenotischen Theorien zunächst nur die nun von den Confessionellen selbst vollzogene kritische Auflösung der orthodoxen Christologie, da die vermeintliche Festhaltung der drei Grundpfeiler derselben: der wahren Gottheit, der wahren Menschheit und der concreten Einheit der gottmenschlichen Person, sich immer wieder als Täuschung erwiesen hat. In dieser Auflösungsproceß zieht auch die orthodoxe Trinitätslehre in Mitleidenschaft“ (ebd. § 579). „Wenn irgendwo, so ist beim christologischen Dogma die Geschichte desselben zugleich die Kritik. Man hat nur nöthig, die für und wider geltend gemachten religiösen Interessen und dogmatischen Argumente aufmerksam zu verfolgen, um zu erkennen, daß nach jedem vermeintlichen Abschlusse des Dogma die alten Gegensätze in neuer Form wiedererwachen, um sich also zugleich zu überzeugen, daß auf dem Boden der kirchlichen Vorstellung nur ein Zusammensprechen, nicht eine Ueberwindung der Gegensätze möglich ist. Gegenüber jedem dieser Fortbildungsversuche behauptet das Dogma von Chalcedon sein gutes Recht, ganz ebenso wie die athanasianische Formulirung der Trinitätslehre gegen alle speculativ sein wollenden Umdeutungen derselben“ (ebd. § 574).

In dem Werke Christi unterscheidet die Kirchenlehre drei Seiten, welche als „Aemter“ Christi dargestellt werden, die prophetische, priesterliche und königliche Wirksamkeit. Die Annahme der prophetischen Thätigkeit hat nur die Bedeutung, den durch das Erlösungswerk erschlossenen Weg der Erlösung als den einzig möglichen hinzustellen, mit anderen Worten: die christliche Glaubenswahrheit als die alleinige unfehlbare Wahrheit zu beglaubigen; die königliche Thätigkeit fällt einestheils in die Zeit nach dem jüngsten Tage, andernteils fällt sie als allgemein kosmisches Regiment mit der Thätigkeit Gottes des Vaters, als speciell Kirchenregiment mit der Thätigkeit des heiligen Geistes zusammen. Da nur die letztere Seite für das eigentliche Erlösungswerk in Betracht kommt, die Einpflanzung des heiligen Geistes in die Gemeindeglieder zur Bewirkung des neuen Lebens aber auch schon wieder in die priesterliche Thätigkeit Christi hineinbezogen wird, so ist eigentlich diese die allein entscheidende für das Erlösungswerk.

Die Auffassung der priesterlichen Wirksamkeit Christi ist im Mittelalter noch ziemlich schwankend, indem bald die Paulinische Rechtfertigungstheorie, bald die Johanneische Auffassung von der siegreichen Ueberwindung des Reiches der Finsterniß und seines Fürsten betont wird, bald beide in wunderlichen mythologischen Phantasien verknüpft werden. So lehrte z. B. Origenes, daß der Teufel die Seele Christi als Lösegeld für die in seine Gewalt gerathenen Menschenseelen forderte, diese auch durch den Kreuzestod Christi bekam, dann aber wider sein Vermuthen zu schwach war, sie festzuhalten, mithin durch seinen Handel sich selbst geprellt hat. Ebenfalls bei Origenes findet sich der

von Augustinus ausgeführte Gedanke, daß der Teufel sich unrechtmäßiger Weise an Christus vergriffen und durch diese Ueberschreitung seiner Befugnisse die Gewalt auch über die Menschen verloren habe.

Im Gegensatz zu solchen Auswüchsen kommt Anselmus auf den Kern der Paulinischen Erlösungslehre zurück, indem er nach damaliger germanischer Rechtsanschauung den Ungehorsam der Creatur als eine Ehrenbeleidigung Gottes auffaßt, für welche derselbe ohne gehörige Genugthuung nicht Verzeihung gewähren kann, ohne die Würde und Ordnung seines Reiches zu verletzen. Da nun die Ehrenbeleidigung Gottes eine unendliche Schuld begründet, so kann dieselbe auch nur durch ein unendliches Wergeld gebüßt werden, welches zu leisten die gesammte Menschheit unfähig ist. Eine Genugthuung, die mehr werth ist, als die ganze Welt, kann nur ein Gott leisten, eine stellvertretende Genugthuung für den Menschen — eine damals unanstößige Rechtsanschauung — kann nur ein Mensch leisten. Den thätigen Gehorsam war der Gottmensch Gott ohnehin schuldig, aber in der freiwilligen Leistung seines Todes bietet er Gott eine unendliche Genugthuung für die unendliche Schuld der Menschheit, durch welche Gottes Ehre wieder hergestellt wird.

Diese Anselmische Satisfactionstheorie wurde von Thomas von Aquino im Katholicismus zur Geltung gebracht, und von der Reformation zur Grundlage der protestantischen Dogmatik erhoben; in letzterem wird jedoch, entsprechend den inzwischen eingetretenen Umwandlungen des Rechtsbewußtseins, der privatrechtliche Charakter eines die Ehrenbeleidigung annullirenden Wergeldes in die criminalrechtliche Vorstellung einer von der Gerechtigkeit geforderten Strafabbüßung umgewandelt, und diese mit der biblischen Sühnopferidee verschmolzen. Den Reformatoren kam es darauf an, das Verdienst Christi als alleinigen Heilsgrund geltend zu machen, im Gegensatz zu der katholischen Lehre von der unblutigen Wiederholung des Opfers in der Messe und von der Uebertragbarkeit des Verdienstes der Heiligen, deshalb betonten sie die genaue Aequivalenz der unendlichen Genugthuung für die unendliche Schuld. Alles spitzt sich hier auf den Conflict zwischen dem Zorn oder der Strafgerechtigkeit Gottes und seiner Liebe zu, den Gott aus eigener Macht zu lösen unfähig ist, und der dadurch gelöst wird, daß der für seine Person dem Gesetze nicht unterworfenen Gottmensch sich freiwillig der Strafe des Gesetzes für fremde Schuld unterwirft und durch seinen thätigen Gehorsam den unvollkommenen Gehorsam der Menschen ersetzt, zugleich dadurch die Macht des Gesetzes überwindend und in den Seinen ein neues Leben im heiligen Geiste bewirkend. Im Gegensatz zur Fürbitte der katholischen Heiligen wird dann von den Protestanten noch die beständige Fürbitte beim Vater mit Mund und Rede zur priesterlichen Thätigkeit Christi gerechnet, um den unvollkommenen, aber gläubigen Menschen das Zugutekommen seines Erlösungswerkes zu sichern.

Diese gesammte äußere Nachhilfe zur Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit

keit mit der Liebe oder zur Versöhnung Gottes mit sich selbst oder zur Erlösung Gottes von der seine Liebe zwingenden Fessel ist zwar eine im innertrinitarischen ewigen Heilrathschluß von jeher vorgesehene, aber doch zugleich eine ihre Wirksamkeit erst mit dem geschichtlichen Erlösungswerk wirklich entfaltende, in ihrer Realität an diese geschichtlichen Vorgänge gebundene. Es kann auch gar keine andere Heilsordnung geben, als eine geschichtlich verwirklichte, solange die Erlösung durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt werden soll; denn diese Persönlichkeit muß doch irgendwo und irgendwann gelebt und durch bestimmte Thaten die Erlösung vollbracht haben. Jede Erlösungsreligion, welche die Erlösung als durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt annimmt, muß geschichtliche Religion sein und im Glauben an die geschichtlichen Heilsthatsachen ihr Fundament sehen, mit welchem sie steht und fällt.

Der Schwerpunkt der priesterlichen Thätigkeit Christi fällt in den Begriff der Stellvertretung, gleichviel wie das Opfer, in welchem er die Stelle der Menschheit vertritt, näher gedeutet werde. Nun ist aber die Stellvertretung nur möglich bei dinglichen Leistungen, nicht bei persönlichen; sie ist denkbar, wenn Christus statt unser das Wergeld entrichtet, welches Gott als Aequivalent oder gemeinrechtliche „Buße“ der ihm zugefügten Beleidigung acceptirt, aber nicht mehr denkbar, wenn Gott als persönlicher Träger einer objectiv sittlichen Weltordnung im Namen der criminellen Straf-Gerechtigkeit die Bestrafung der schuldigen Personen fordert und statt dessen die Strafe eines Unschuldigen als eine der sittlichen Weltordnung genugthuende acceptiren soll. Aber auch abgesehen von der rechtlichen und sittlichen Unmöglichkeit der stellvertretenden Strafabbüßung ist die Satisfactions-theorie in keinem Punkte vor der Verstandeskritik haltbar; weder die unendliche Schuld noch die Aequivalenz von Schuld und Sühne halten bei näherer Betrachtung Stich. Weder hat Christus statt unser die ewigen Höllestrafen getragen, noch war der Tod des Gottmenschen ein wirklicher Tod, wie der Mensch ihn (selbst nach kirchlicher Vorstellung) erleidet; ist die Schuld nicht wahrhaft unendlich, so bedarf es keines Gottes, um sie zu büßen; ist die Buße der Menschheit aber nicht ausreichend, der sittlichen Weltordnung genugzuthun, so kann der sogenannte Kreuzestod eines Gottmenschen, der damit in Wirklichkeit nur den Stand seiner Erniedrigung mit seiner pneumatischen Herrlichkeit vertauscht, ihr erst recht nicht genugthun. Wäre aber wirklich dieser Kreuzestod ein Bußäquivalent der Menschheitsschuld, so wäre doch der Conflict zwischen Gerechtigkeit und Liebe in Gott nicht gelöst, sondern einseitig zu Gunsten der Gerechtigkeit entschieden; denn Gottes Barmherzigkeit hat ja nichts mehr zu vergeben und zu verzeihen, nachdem seine Gerechtigkeit die volle Buße für die Schuld eingezogen und quittirt hat. Ist Christi Kreuzestod wirklich unendlicher, vollgenügender Ersatz für die Sünden der ganzen Welt, für die vergangenen und künftigen, so ist die Consequenz, daß der Gläubige nur mit ruhigem Gewissen darauf los sündigen könne, theoretisch unwiderleglich. Noch widersinniger als die stellvertretende Straf-

abbüßung erscheint im Licht einer objectiven sittlichen Weltordnung die stellvertretende Gesetzeserfüllung Christi für die Menschen durch seinen thätigen Gehorsam, was wohl keiner Ausführung bedarf.*) Neue Widersprüche tauchen auf, wenn man nach der Aneignung und nach der Wirkung des Erlösungswerkes fragt. Ist das Leiden und Thun Christi objectiv stellvertretend für die ganze Menschheit, so bleibt es logisch unmachweislich und unverständlich, wie die Wirkung desselben für ein bestimmtes Individuum noch einmal von dem Glauben des letzteren an diese objectiv-stellvertretende Leistung oder von sonstigen subjectiven Bedingungen abhängig gemacht werden kann, da diese in den Prämissen der Stellvertretungstheorie gar keinen Platz finden; ist aber die von bestimmten subjectiven psychologischen Functionen abhängige Aneignung des Heils erst der Act, welcher in jedem einzelnen Individuum, also auch in der Menschheit die Erlösung bewirkt, so liegt das die Erlösung objectiv Bewirkende eben noch nicht in dem stellvertretenden Leiden und Thun Christi, sondern erst in jenen subjectiven Vorgängen.

War als der Sünde Sold der Tod und in weiterem Sinne das Uebel hingestellt, so mußte die selbstvertretende Wirkung des Leidens Christi vor Allem in der Erlösung vom Tode und Uebel hervortreten; dies ist aber nicht geschehen, denn beide bestehen fort, und selbst die Auferstehung ist den Sündern ebenso gewiß wie den Gerechten, nur daß die Einen in der Hölle, die Andern im Himmel weiter leben.

Diese gesammte Kritik datirt nicht von heute, sondern die Geschichte der Christologie ist selbst schon die Kritik derselben; die meisten Häresien wurzeln in der Verstandeskritik der Christologie, gegen welche von der Orthodoxie im religiösen Interesse die widerspruchsvollen Dogmen aufrecht erhalten werden. Einzelne Bestandtheile der Christologie wurden schon sehr früh einer zersetzenden Kritik unterworfen; aber eine entscheidende Bedeutung konnte diese geschichtliche „Zersetzung des Dogmas“ erst gewinnen, als sie an der ausgebildeten Theorie des priesterlichen Erlösungswerkes ihren Hebel ansetzte, und mit dieser die Prämissen der Gottmenschheit Christi untergrub. Dies geschah zunächst von den Socinianern, welche an Stelle des priesterlichen Amtes dem königlichen Amt des Auferstandenen eine um so höhere supranaturalistische Bedeutung zuschrieben.

Die Consequenzen im rein menschlichen Sinne wurden aus der socinianischen Kritik erst vom theologischen Rationalismus gezogen. Nach diesem behält das Leiden und Thun Christi, nachdem ihm der stellvertretende Charakter abgestreift ist, lediglich eine vorbildliche Bedeutung; da Gott als die unendliche Liebe nicht erst mit dem Menschen versöhnt zu werden braucht, kommt alles darauf an, daß der Mensch sich mit Gott versöhne, und diese Versöhnung kann, auch wenn eine göttliche Gnadenhilfe dabei angenommen wird, doch nur die moralische Folge unsres eignen subjectiv menschlichen Thuns

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 610—612.

sein. So wird die Erlösungsreligion wesentlich auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückgeschraubt und demgemäß wird Christus nur als die personificirte Weisheit und Tugend verehrt, welche durch das in ihm verkörperte moralische Princip uns ein vorbildliches Ideal subjectivmenschlicher Vollkommenheit vorhält und dadurch den Weg zur Gewinnung des göttlichen Wohlgefallens weist. *)

Kants Religionsphilosophie modificirt diesen rationalistischen Standpunkt nur insofern, als sie das abstracte Ideal der praktischen Vernunft von dem Stifter der christlichen Religion, die nothwendige Vernunft-Idee der moralischen Vollkommenheit oder der Gott wohlgefälligen Menschheit von dem historischen Jesus unterscheidet; sie führt noch weiter ab von der historischen Continuität mit dem Christenthum, ohne doch der vom Christenthum angestrebten Ueberwindung der Gesetzesreligion durch die Erlösungsreligion sachlich näher zu kommen. Die von Kant angebahnte Scheidung zwischen dem idealen und dem historischen Christus, oder zwischen dem Princip der Erlösung und dem geschichtlichen Urheber der christlichen Religion wurde von Fichte und Hegel zum klaffenden Riß erweitert, freilich nicht ohne ein wahrhaft neues, die Gesetzesreligion überwindendes Erlösungsprincip zu gewinnen, aber doch ohne dieses Princip in einer religiösverwerthbaren Form hinzustellen. Der abstracte Monismus des Einen und der Panlogismus des Andern machte den Heilsproceß im Subject entweder zu einer bloßen Scheinbewegung, oder doch nur zu einer dialektischen Bewegung des Wissens von dem eignen religiösen Zustand, und diese Unzulänglichkeit ließ das Verständniß für den Unterschied des theoretisch-metaphysischen und des praktisch-religiösen Problems nicht zum klaren Bewußtsein gelangen. Wenn die Zerfetzung der Hegelschen Schule zunächst die Unfähigkeit des Panlogismus zur Lösung des religiösen Problems geschichtlich zu erweisen hatte, so blieb doch die Fichte-Hegelsche Hinweisung auf das immanente Erlösungsprincip der Ausgangspunkt für alle lebensfähige religiöse Neubildung und insbesondere für die speculative Reconstruction des religiösen Gehalts der christlichen Dogmen durch Biedermann.

Die kirchliche Christologie hatte zu ihrem Angelpunkt die unmittelbare Identität des die Erlösung in jedem Menschen bewirkenden Principis mit der Person Jesu Christi; die Geschichte der Christologie ist der kritische Auflösungsproceß dieser Identität. Die christliche Theorie der Erlösung durch Jesu Leiden und Thun mußte die Aneignung der Erlösung von dem Glauben an die wunderbaren geschichtlichen Heilsthatsachen abhängig machen; aber seit Lessing sträubte man sich, ewige religiöse Wahrheiten von zufälligen geschichtlichen Wahrheiten abhängig zu machen, welche letzteren obenein eine nach der anderen von der historischen Kritik in Zweifel gezogen, von der rationalistischen Kritik geleugnet werden mußten. Nach den Voraussetzungen der christlichen Religion mußte der Glaube an die Wahrheit der geschichtlichen

*) Dieser Standpunkt findet seinen klarsten Ausdruck in Köhrs „Briefen über den Rationalismus“.

Heilsthatsachen und an die Identität des Erlösungsprincips mit der Person Jesu als unentbehrliche Bedingung der Erlösung gelten; mit der subjectiven Unmöglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen, war die psychologische Möglichkeit des Christenthums aufgehoben. Während der ganzen Geschichte des Christenthums ist zu beobachten, wie sich der Schwerpunkt der Erlösungstheorie von der Seite der objectiven Heilsthatsachen auf die Seite der subjectiven Heilsaneignung verschiebt; dieser Prozeß endet damit, daß die Möglichkeit einer objectiven Heilsthatsache aufhört und damit für die subjective Heilsaneignung das bisherige Object zur Aneignung gebracht. Der subjective Heilsproceß hat nur noch die Wahl, sich auf rein moralische Läuterung zu beschränken und damit, sofern die Moral in religiösem Lichte, d. h. im Lichte göttlicher Gesetzgebung betrachtet werden soll, auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückzusinken oder die Erlösung in der Entfaltung eines Erlösungsprincips zu suchen, welches nicht mehr mit einer dritten Person identisch, nicht mehr von geschichtlichen Thatfachen abhängig ist, also nur dem eignen Geiste immanent sein kann. Im letzteren Falle erhebt sich das religiöse Bewußtsein principiell eben so sehr über die Stufe der christlichen Religion, d. h. der Erlösung durch Jesum Christum, wie es im ersteren Fall unter dieselbe, etwa auf den Standpunkt des Reformjudenthums hinabsinkt. Eine so unwälzende Einsicht bricht sich aber so rasch nicht Bahn, und daher sehen wir die verschiedenartigsten Versuche austauschen, zwischen der kirchlichen Christologie und dem rein negativen Resultat ihrer geschichtlichen Selbstzersehung zu vermitteln.

2. Die Rettungsversuche der modernen Theologie.

Die „Vermittelungstheologie“, als deren Vater Schleiermacher zu bezeichnen ist, bricht einerseits ausdrücklich mit der kirchlichen Formel von der Einheit der beiden Naturen in Christo und macht es gewissermaßen zur Anstandssache für jeden „gebildeten“ Theologen, die Unhaltbarkeit dieses orthodoxen Standpunkts einzuräumen, sucht aber andererseits für ihr idealisirtes menschliches Christusbild oder für die historische Verwirklichung ihres religiösen Menschheitsideals solche Ausdrücke von dem orthodoxen Christusbild zu entlehnen, welche das erstere erst dazu befähigen, die Leistungen zu vollbringen, die sie ihm zuzuschreiben sich genöthigt sieht. Die Vermittelungstheorie acceptirt ferner von Lessing den Unterschied ewiger und geschichtlicher Heilswahrheiten, von Kant den Unterschied des idealen und historischen Christus, von Fichte und Hegel die Lehre von der Immanenz des Absoluten im Menschengesist; aber sie will doch wieder jene Unterschiede verwischen, und will das, was Hegel für den Menschen überhaupt nachgewiesen hat, für Christus allein als einen eigenartigen Vorzug reserviren. So benützt sie zwar alle Mittel, welche Orthodogie und Philosophie ihr bieten, um etwas Annehmbares zu Stande zu bringen, aber sie erreicht damit nichts weiter als eine Abschwächung des religiösen Gehalts der kirchlichen Dogmen und

eine Vertauschung der handfesten und offen auftretenden orthodoxen Widersprüche mit einer zahllosen Menge von phrasenhaften Zweideutigkeiten, schillernden Doppelsinnigkeiten und verhüllten und vertuschten Widersprüchen. Das mit unendlichem Fleiß verschlungene Gewebe dieser Widersprüche aufzulösen, ist eine wenig dankbare und doch unumgängliche Aufgabe der liberalen Theologie, deren sich diese denn auch in so ausreichender Weise entledigt hat, daß der philosophischen Kritik nichts mehr zu thun übrig bleibt*).

Schleiermacher geht davon aus, daß Christus wahrer Mensch sein müsse, um als Haupt der neuen Menschheit fungiren zu können; diese Menschheit wird aber sofort zu dem absoluten Ideal des Menschen aufgebaut, unbekümmert darum, ob ein solches absolutes Ideal überhaupt als reale Einzelpersonlichkeit existiren könne, und unbekümmert darum, ob es gerade in Jesu geschichtlich nachweisbar existirt habe. Diese Absolutheit seiner menschlichen Vollkommenheit, welche nicht nur die absolute Sündenreinheit, sondern auch die absolute Kräftigkeit und Stetigkeit seines Gottesbewußtseins im Sinne realer Gottesimmanenz einschließt, ist nach Lipsius „der letzte Faden, welcher die moderne Auffassung mit der altkirchlichen verbindet, daher der dogmatische Eifer, mit welchem man sie wenigstens um jeden Preis festhalten möchte“. Dieses Ur- oder Centralindividuum soll nun als Haupt der neuen Menschheit dadurch persönlicher Erlöser sein, daß er die Gläubigen in seine Lebensgemeinschaft, d. h. in die Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins und in die Gemeinschaft seiner ungetrübten Seligkeit aufnimmt. Geschehe dies nur mittelbar durch Stiftung eines Gemeinwesens, so bliebe nur die unzulängliche moralische Wirkung seiner Lehre und seines Vorbilds übrig; deshalb muß ein unmittelbar persönliches Verhältniß Christi zu dem einzelnen Gläubigen hinzukommen, und in diesem mystischen Verhältniß der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegen, durch die er erst persönlicher Erlöser wird. Diese aber wird nur verständlich, wenn der verstorbene Jesus mit Prädikaten beschrieben wird, welche nur auf den erhöhten Christus der Kirchenlehre passen. Wird hingegen die Persönlichkeit Christi als eine menschliche, wenn auch noch so sehr idealisirte, festgehalten, so kann nicht sie selbst als Persönlichkeit die erlösende Kraft für den Gläubigen sein, sondern höchstens das von ihr unterschiedene Princip, welches auch in ihr schon seine erlösende Kraft in vorbildlicher Weise bewährt haben mag.

Ueber den Grundfehler der Kirchenlehre, die Identification von Princip und Person, kommt mithin auch die Vermittelungstheologie nicht hinweg, trotzdem sie die religiös-sittliche Erneuerung an die Stelle der Erlösung und Versöhnung, den Mittler an die Stelle des Erlösers setzt; wie sehr sie auch philosophische Anknüpfungen sucht, vermag sie doch das von der speculativen Philosophie dargebotene unpersönliche immanente Erlösungsprincip nicht als

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 587, 588, 617, 618; Biedermanns Dogmatik § 606—610.

solches zu begreifen und festzuhalten, trotzdem sie den Nerv der christlichen Erlösungstheorie (das priesterliche Erlösungswerk Christi) durchschnitten und das Leiden und Thun Jesu zu bloßen Widerfahrnissen und Erlebnissen seines persönlichen Lebenslaufes herabgesetzt hat. Trotzdem ist ihr Verdienst kein bloß negatives, sondern darin zu suchen, daß sie die specifisch religiöse Verwerthung des immanenten Erlösungsprincips vorbereitet hat.

Es lohnt nicht der Mühe, die Umwandlungen und Verzweigungen der Vermittelungstheologie weiter zu verfolgen, welche in der Hauptsache als Vermittelungsversuche zwischen dem Standpunkt Schleiermachers und demjenigen der Orthodoxie irgend welcher Nuance zu bezeichnen sind. In der Regel handelt es sich dabei um den Versuch, den erhöhten Christus dem kirchlichen Gottessohn anzunähern und die ewige Centralpersönlichkeit des verabsolutirten Menschheitsideals zu einem einzigartigen Individuum aufzubauschen, das, wenn auch nicht Gott, so doch ein übernatürliches, gottähnliches Wesen und jedenfalls nicht mehr Mensch im gewöhnlichen Sinne dieses Gattungsbegriffs ist (Schenkel u. A. m.). Einerseits wird hiermit der trinitarische Gottesbegriff zu einem vornicäischen Subordinationsverhältniß herabgesetzt, andererseits ist das dabei gewonnene Mittelwesen ebensowenig wahrer Mensch wie wahrer Gott, und deshalb ebensowenig geeignet, die Menschheit vor Gott, wie die Gottheit vor dem Menschen zu vertreten. Solche Bestrebungen entspringen aus der richtigen Einsicht, daß die Schleiermachersche Urkräftigkeit des Gottesbewußtseins in Christo doch bloß etwas subjectiv-Menschliches und deshalb zum Erlösungsprincip für den Gläubigen nicht ausreichend sei, daß man vielmehr etwas wirklich Principielles, ein objectives Sein Gottes in Christo als Erlösungsprincip auffuchen müsse; aber dieses Bestreben muß nothwendig scheitern, so lange die Identität dieses objectiven Erlösungsprincips mit der Persönlichkeit Jesu festgehalten wird. Die gesammte Vermittelungstheologie in allen ihren Schattirungen gehört deshalb in den Augen der liberalen Theologie selbst noch mit zu jenem kritischen Auflösungsproceß der kirchlichen Dogmatik, der als die geschichtliche Selbstzersehung der Christologie bezeichnet werden muß; sie dient nur zur Bestätigung und Bewahrung des objectiven Ergebnisses aus diesem gesammten Zersehungsproceß, daß die Identification des Erlösungsprincips mit irgend welcher geschichtlichen Erlöserpersönlichkeit unmöglich, daß ein persönliches Erlösungsprincip undenkbar, d. h. daß die Erlösung durch einen Dritten ein sich selbst aufhebender Widerspruch ist.

Da nun das christliche Centraldogma, der wesentliche Kern der christlichen Religion, in dem Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum besteht, so sollte man meinen, daß dieses Ergebnis gleichbedeutend sei mit der Selbstzersehung des Christenthums in seinem innersten Wesen, mit dem Verlassen der unhaltbar gewordenen christlichen Erlösungsreligion, daß nunmehr nichts übrig bleibe, als der Versuch einer religiösen Neubildung auf principuell anderer Basis. Diese Consequenz geht aber für das Beharrungsvermögen der Geschichte etwas zu schnell, und scheint unserem so viel Werth auf

historische Continuität legenden Zeitalter zu radical und zu revolutionär, als daß nicht weitere Vermittelungsversuche hervortreten sollten, welche den Namen des Christenthums und mit ihm den Schein einer historischen Continuität festzuhalten suchen, während sie doch diesen Namen mit principiell verändertem und neuem Inhalt erfüllen. Wir lassen hier den vulgären Liberalismus, der auf die Stufe der vor- und unterchristlichen Gesezesreligion zurücksinkt, außer Acht und betrachten nur jene Vermittelungstheologie höherer Ordnung, welche das immanente Erlösungsprincip der speculativen Religionsphilosophie für die praktische Religiosität (unter Benützung der Schleiermacherschen Gefühlsvertiefung) verwerthet und durchbildet, und die Continuität mit dem Christenthum nicht mehr durch unmittelbare Identificirung des Erlösungsprincips mit dem Urheber des Christenthums sondern nur durch eine indirecte Verknüpfung beider aufrecht zu erhalten versucht.

Biedermann sieht das Erlösungsprincip in der Gottmenschheit, d. h. in der Selbstbethätigung des absoluten Geistes im menschlichen Ich und in der aus ihr hervorgehenden Einigung wahren göttlichen und wahren menschlichen Lebens zur Einheit persönlichen Geisteslebens; denn nur durch wahrhaftige Selbstbethätigung des absoluten Geistes im endlichen kann die Erlösung und Versöhnung bewirkt werden. Die Kirchenlehre hat als Erlösungsprincip ganz richtig das Princip der Gottmenschheit im Auge; aber sie leidet an dem doppelten Widerspruch, erstens, daß sie dieses Princip, welches nur als ein allgemeines allgemeine Erlösung bewirken kann, als ein einzelpersönliches beschreibt, und zweitens, daß sie diese Einigung göttlicher und menschlicher Geistesethätigkeit zur Einheit persönlichen Geisteslebens, welche nur bei einem immanenten, unpersönlichen Gott möglich ist, auf der Basis eines transcendenten Persönlichkeitsstheismus, wie die jüdische Religion einer ist, zu gewinnen versucht (Dogmatik § 591). Der zweite, sachliche Irrthum macht die Lösung des Problems der Gottmenschheit unmöglich; der erste formale Irrthum würde, selbst wenn die Lösung auf dieser ersten Basis gelingen könnte, sie unfruchtbar machen. Denn was hülfte es mir, wenn zwar Christus ein Gottmensch sein könnte, aber ich nicht? Ich kann doch nur dadurch erlöst werden, daß ich vermöge des mir immanenten Principes der Gottmenschheit selbst zur Gotteskindschaft gelange, Christo gleich werde, aber gerade diese Möglichkeit wird mir abgeschnitten, wenn nur in einem einzigen und einzigartigen Individuum das Problem der Gottmenschheit gelöst und lösbar gesetzt wird. Soll meine Erlösung widerspruchslös denkbar bleiben, so muß ich selbst alle Bedingungen zur Realisirung der Gottmenschheit in mir tragen; soll diese Realisirung in mir sich thatsächlich vollziehen, so muß Gott mir immanent, und um mit mir zur Einheit persönlichen Geisteslebens zusammenwachsen zu können, nicht selbst schon persönlich sein.

Die Bedeutung Jesu Christi soll nach der Auffassung Biedermanns darin bestehen, daß er als die erste Selbstverwirklichung jenes Principes der Quellpunkt seiner Wirksamkeit in der Geschichte, und zugleich das für alle

Zeit welthistorisch gewährleistende Vorbild für die Wirksamkeit des Erlösungsprincips ist, mit einem Worte, daß er als die historische Offenbarung des Erlösungsprincips der historische Erlöser ist (§ 815, 816).

Wäre Christus wirklich die erste Selbstverwirklichung jenes Princip, so könnte man ihn doch nicht mehr Erlöser nennen; nicht Er erlöst mich, sondern das Princip, das in ihm zuerst wirksam war, und ich könnte durch dieses Princip auch dann erlöst werden, wenn ich nicht an ihn glaubte, d. h. wenn entweder alle Erinnerung an Jesus aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden wäre, oder wenn ich mich weigerte, ihn als Selbstverwirklichung jenes Princip anzuerkennen. Biedermann macht hier einen Sprung über die Kluft, welche ihn vom Christenthum scheidet, indem er die Offenbarung des unpersönlichen Erlösungsprincips willkürlich mit dem Namen eines Erlösers bezeichnet, und muthet dem Leser zu, diesen Sprung mitzumachen, ohne daß er auch nur das Bedürfniß fühlt, dieses Quiproquo zu beschönigen oder zu entschuldigen. Die Unterlassung und die Ahnungslosigkeit von dem in ihr liegenden Mangel ist psychologisch erklärlich dadurch, daß er selbst in seinem Entwicklungsgang von dem christlichen Anschauungskreise seinen Ausgangspunkt genommen, und mit den in diesen herrschenden Gefühlen persönlich verwachsen ist, so wie dadurch, daß er zu angehenden christlichen Theologen spricht, die alle eine, das menschliche Maaß überschreitende, religiöse Ehrfurcht und Liebe zu der Person Christi mitbringen; aber die Aufgabe seiner Dogmatik ist doch die, seinen Vermittelungsversuch zwischen seinem immanenten unpersönlichen Erlösungsprincip und dem transcendenten persönlichen Erlöser des Christenthums auch vor dem Verstande plausibel zu machen und zu rechtfertigen, und da ist es nach dem Scharfsinn, mit welchem er die schillernden Zweideutigkeiten der Vermittelungstheologie aufgelöst hat, in der That zu verwundern, mit welcher naiven Zuversicht er über den springenden Punkt der Aufgabe hinweghuscht.

Diese Zuversicht war um so weniger gerechtfertigt, als er erstens anerkennen muß, daß das religiöse Selbstbewußtsein Jesu, doch bestenfalls ein historisch primitives war (§ 813), welches nur dem religiösen Princip nach, nicht dessen historisch bedingtem Ausdruck nach, die religiöse Wahrheit enthält (§ 592), und als er zweitens nicht im Stande ist, zu behaupten, daß Jesus über das Bewußtsein einer persönlichen Liebegemeinschaft mit Gott und der in dieser gewährleisteten sündvergebenden Gnade hinaus zu dem Bewußtsein seiner Gottmenschheit oder gar des immanenten unpersönlichen Erlösungsprincips gelangt wäre (§ 811).

Also nicht bloß darum muß dem historischen Jesus der Name des Erlösers Jesu versagt werden, weil der erste Verwirklicher des Erlösungsprincips niemals zum persönlichen Stellvertreter dieses Princip für Dritte werden kann; auch nicht bloß darum, weil er bestenfalls doch keine vollkommene Verwirklichung dieses Princip darböte, sondern weil er auch überhaupt in keinem Sinne eine Verwirklichung dessen zeigt, was Biedermann

unter dem Princip der Erlösung versteht, vielmehr mit seinem Gotteskindschaftsbewußtsein auf dem völlig entgegengesetzten Boden des jüdischen transcendenten Persönlichkeitsstheismus steht und selbst von den späteren Bestrebungen der christlichen Kirchenlehre, das Problem der Erlösung durch den Begriff des Gottmenschen zu lösen, noch keine Ahnung hat. Sonach ist die einzige Bedeutung, welche auf dem Biedermann'schen Standpunkt das Lebenswerk Jesu behält, die vorbildliche, in einem über den vulgären Liberalismus hinausgehenden Sinne selbst wieder nur durch den doppelten Widersinn aufrecht zu erhalten, erstens, daß die primitive, embryonische Gestalt, in der ein Princip zum ersten Mal in die Geschichte tritt, vollkommenes Muster für alle späteren Zeiten sein soll und zweitens, daß Jesus, der von dem späteren kirchlichen Dogma seiner Gottmenschheit eingestandener Maassen noch keine Ahnung hatte, doch das Biedermann'sche Erlösungsprincip der immanenten concret-monistischen Gottmenschheit als lebendiger Quellsprung seines religiösen Geisteslebens in seinem Bewußtsein getragen haben soll.

Pfleiderer hält zwar einerseits an der historischen Fiction Biedermanns fest, daß Jesus die erste Verwirklichung des immanenten Erlösungsprincips und als solcher zugleich absichtlicher Stifter der christlichen Erlösungsreligion gewesen sei, aber andererseits ist er sich doch bewußt, daß diese Auffassung nur dazu ausreicht, eine gewisse historische Pietät vor Jesus zu begründen, aber nicht dazu, ihn als persönlichen Erlöser zu verehren. Er empfindet daher bereits das Bedürfniß, das naive Quiproquo Biedermanns näher zu rechtfertigen und versucht dies durch den Begriff der „symbolischen Personification“, d. h. „eines zwischen Geschichtlichkeit und Idealität schwebenden Urbilds“. Nicht der historische Jesus ist Erlöser, auch nicht der ideale Christus der Kirchenlehre, sondern die symbolische Personification des unpersönlichen, wie geistigen Erlösungsprincips, welche ich mir mit dem geschichtlichen Jesus verknüpfen soll. Dieses fictive Symbol würde etwa mit den Vorstellungen von Engeln und Teufeln oder der Verehrung von Heiligensbildern auf eine Linie zu stellen sein, deren ästhetisch-cultischen Werth Pfleiderer gleichfalls im symbolischen Sinne gewahrt wissen will; aber der diesem fictiven Symbol nachgerühmte pädagogisch-didaktische Werth für die Mittheilung und Belebung des Erlösungsprincipes innerhalb der Gemeinde dürfte ebenso gut an den bloßliegenden inneren Widersprüchen desselben zerschellen wie der nämliche Werth, den Biedermann der begrifflich preisgegebenen Vorstellung eines persönlichen Gottes beimißt.*)

Am meisten Sorgfalt verwendet Lipsius auf die secundäre Verschmelzung der primär aufgelösten Bestandtheile: Princip und Person. Er ist sich einerseits klar darüber, daß die Continuität mit dem Christenthum nur dann festzuhalten ist, wenn der Versuch gelingt, das im Denken unter-

*) Die genaue Kritik der Pfleiderer'schen Ansicht findet man in meinem Aufsatz: „Der speculative Protestantismus der Gegenwart“ (Unsere Zeit 1879 Heft 10).

schiedene Ideale und Historische im Glauben wieder „zusammenzuschauen“ (Dogmatik § 552), und kann sich andererseits nicht verhehlen, daß alle bisherigen Versuche dieser Art, nicht nur Diejenigen der Vermittlungstheologie, sondern auch Diejenigen des vulgären Liberalismus und der speculativen Dogmatik, mißlungen sind (§ 621). Er geht also an seine Aufgabe mit dem vollen und klaren Bewußtsein heran, daß in ihr die Krisis des Christenthums steckt, daß ihre Unlösbarkeit das definitive Ende der specifisch christlichen Erlösungsreligion bedeuten würde, und daß ihre Lösung bisher noch nicht gefunden ist, also auch nicht ohne Schwierigkeiten sein kann.

„Die heut zu Tage in liberalen Kreisen durchschnittlich herrschende Auffassung der Person Jesu“ findet er hauptsächlich darum so unzulänglich, weil sie sich der Erwägung völlig entzogen hat, „daß ein in seiner Art Schöpferisches überhaupt nicht nachgeahmt, sondern wieder nur auf schöpferische Weise neu erzeugt werden könne“, d. h. weil sie in Jesus nur die vorbildliche Vollendung seiner individuellen Religiosität, aber nicht die Verkörperung eines ewigen, univervellen, immanenten Principis sieht, oder mit anderen Worten: weil sie an ihm nicht mehr den Erlöser, auch nicht mehr der Stifter einer Erlösungsreligion, sondern nur den Propheten einer geläuterten Gesetzesreligion besitzt.*) In der speculativen Dogmatik gewinnt die lehrhafte und vorbildliche Function des prophetischen Amtes allerdings eine erhöhte Bedeutung durch die Annahme, daß es das immanente Erlösungsprincip, d. h. die Idee der allgemeinen Gottmenschheit gewesen sei, welche von Jesus als Evangelium zuerst gelehrt und vorbildlich an seiner Person verwirklicht worden sei; aber Lipsius muß eingestehen, daß auch in diesem Falle „die bleibende Bedeutung seiner Person nicht einzusehen wäre“. „Vollends die bloße Symbolisirung der Idee in Jesu Person läßt seine geschichtliche Bedeutung für die concrete christliche Gemeinschaft erst recht unerklärt. Dem persönlichen Haupte der religiösen Gemeinde wird dann ein abstract-unwirkliches Idealbild untergeschoben, das die Gemeinde nur zufällig mit seiner Person in Verbindung setzt. Die vermeintliche, allgemein-menschliche Wirksamkeit dieses Idealbildes ist aber einfach eine Täuschung, möge dasselbe nun wirklich als religiöses Ideal (wie bei Pfleiderer), oder nur als moralisches Vernunftsideal (wie bei Kant), als ästhetisches Ideal sittlicher Schönheit, als philosophisches Ideal des Selbstbewußtseins des Absoluten (wie bei Hegel), oder gar als Menschheitsideal überhaupt vorgestellt sein“ (§ 621)

*) Ich habe die Unzulänglichkeit dieses Standpunktes in meiner Schrift: „Die Selbstzersehung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ in den Abschnitten 6 und 7: „Die Unchristlichkeit und die Irreligiosität des liberalen Protestantismus“ erörtert, und kann mich einer Bestätigung meines Urtheils aus dem liberalen theologischen Lager nur freuen, da den zahlreichen Bestätigungen desselben von positiv kirchlicher Seite, als dem Ausdruck bloßer Schadenfreude, liberalerseits jedes Gewicht abgesprochen wurde.

Diese durchaus richtige Kritik der mißlungenen Vermittlungsversuche läßt es angezeigt erscheinen, vor der Betrachtung des eigenthümlichen Lipsius'schen Vermittlungsversuches darauf Acht zu geben, ob Lipsius nicht doch jene kritisch abgewiesenen Lösungen des Problems selbst benutzt, wenn auch erst in zweiter Reihe, neben seiner eigenen, um sich über die Unzulänglichkeit der letzteren durch das vereinte Gewicht der übrigen hinweg zu täuschen. Dies ist nun in der That im ausgedehntesten Maße der Fall.

Als Urbild einer geläuterten religiösen Moralität will er Jesum ganz ebenso wie der vulgäre Liberalismus geltend machen, und doch ist dies in jeder Hinsicht unmöglich. Denn er muß selbst zugestehen, daß diese sittliche Urbildlichkeit sich nicht beziehen kann auf die besonderen sittlichen Lebensgebiete des Familienlebens, des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft, der Kunst und Wissenschaft und so weiter, oder auf die besondere, ebenfalls theils geschichtlich, theils durch seinen individuellen Beruf bedingte Weise, in welcher seine sittliche Gesinnung zum äußeren Ausdruck kam" (§ 643); und doch bleibt offenbar nach Abstreifung alles Angegebenen von dem sittlichen Ur-Ideal nichts übrig als ein völlig abstracter, unlebendiger Schatten, der in keinem Sinne mehr den Werth eines persönlichen Vorbildes besitzen kann.

Was dem etwa noch verbleibenden Rest auch jeden abstracten vorbildlichen Werth benimmt, ist der Umstand, daß alles Leiden und Thun in dem historischen Jesus durch das Bewußtsein seiner jüdischen Messianität, durch den Glauben an seinen einzigartigen Beruf als künftiger Messias, central bestimmt und bedingt ist, und daß hierdurch alle seine Tugenden aus einer motivirenden Quelle stammen, die allen auf sein Vorbild Verwiesenen gänzlich fehlt. Der Gedanke, sich der überschwenglichen Herrlichkeit und Ehre der Messiasstellung in seinem präcurforischen Erdenleben nicht unwürdig machen zu dürfen, war für sich allein schon ein Motiv, das seine Geduld und Thatkraft zu den äußersten Opfern spornen und anspannen mußte. „Auch die Bedeutung seines Todes bezieht sich in erster Reihe auf sich selbst; die freiwillige Uebernahme des Leidens bis zum Tode ist ihm ein nothwendiger Bestandtheil in der Ausübung seines Messiasberufes" (§ 648). Sein Berufsgehorsam und seine Berufstreue erscheinen untrennbar verknüpft mit der Aussicht auf die baldige transcendente Erhöhung zum König der Jahvistischen Theokratie, und erhalten dadurch eine unnachahmliche Färbung und Motivationsgrundlage, einen schlechthin einzigartigen Charakter, der ihren Vergleich mit zweifellos uneigennütziger Tugend ausschließt.

Wie an der religiös-sittlichen Vorbildlichkeit Jesu, so hält Lipsius auch an der speculativen Fiction fest, daß in Jesus das zuverlässige Wissen um das vollkommene religiöse Verhältniß und die persönliche Verwirklichung der Gottmenschheit in die Geschichte eingetreten und zwar zum ersten Male eingetreten sei (§ 652—655). Den Widersinn einer solchen Behauptung sucht Lipsius dadurch abzustumpfen, daß er erstens im Gegensatz zu Wiedermann und Pfleiderer die Gottmenschheit als reale Einigung des persönlichen

Gottes mit dem Menschengestalt zur Einheit persönlichen Geisteslebens hinstellt und zweitens den so mit einem inneren Widerspruch behafteten Begriff der Gottmenschheit in den mehr neutralen Ausdruck „des vollkommenen religiösen Verhältnisses“ abschwächt, der in zweideutig schillernder Weise bald das religiöse Immanenzverhältniß, bald das Verhältniß einer bloßen Liebesgemeinschaft mit einem transcendenten Gott bezeichnen kann. Mit solchem Einlenken in die Bahnen der Vermittlungstheologie führt Lipsius auch zu gleichen Zielen wie diese, d. h. er giebt den wesentlichen religiösen Gehalt (die wahrhaftige Einheit des gottmenschlichen Geisteslebens) preis, ohne doch die einer Continuität mit dem Christenthum im Wege stehenden Widersprüche zu überwinden. Dasjenige Princip, durch welches die speculative Theologie sich von dem vulgären Liberalismus unterscheidet, ist in das Bewußtsein Jesu schlechterdings nicht hineinzudeuten, ohne aller Geschichtlichkeit auf das Schreiendste Hohn zu sprechen.

In noch weit schlimmerem Sinne beschreitet Lipsius die Bahnen der Vermittlungstheologie, wo er den dritten der kritisirten Vermittlungsversuche, die symbolische Personification des abstracten Ideals, sich aneignet. Dies thut er in dreifacher Hinsicht: in intellectueller, moralischer und religiöser. In der ersten Beziehung räumt er ein, daß an dem historisch gegebenen Selbstbewußtsein Jesu gemessen „das echte Christenthum, wenn nicht schon bei seinen Jüngern, so jedenfalls bei Paulus verloren gegangen, um von der späteren Entwicklung des kirchlichen Dogma völlig zu schweigen“ (§ 607); und doch personificirt er in symbolischer Weise das Ideal eines vollkommenen Wissens um das religiöse Princip, und verknüpft diese Personification mit dem ihr widersprechenden, primitiv unvollkommenen Selbstbewußtsein Jesu (§ 652). Ebenso räumt er in der zweiten Beziehung ein, daß wir von der Unschuldigkeit Jesu keine geschichtliche Kunde haben und haben können, personificirt aber das abstracte Ideal der Sündenreinheit zu einem jeder möglichen Versuchung obliegenden Menschen, und identificirt diese symbolische Personification mit dem historischen Jesus, ohne an der geschichtlichen Willkür und dem philosophischen Widersinn eines solchen Verfahrens Anstoß zu nehmen (§ 649—651).

Endlich räumt er in der dritten Beziehung ein, daß die reale Einigung Gottes und des Menschen zur Einheit persönlichen Geisteslebens, oder das vollkommene, religiöse Verhältniß der Immanenz Gottes im menschlichen Geiste ein unpersönliches Princip ist, welches der christliche Glaube als den heiligen Geist, d. h. aber als „den göttlichen Geist in seiner Immanenz“, bezeichnet (§ 678—679). Gleichwohl soll auch dieses Ideal des unpersönlichen religiösen Principes der es vernichtenden symbolischen Personification nicht entgehen, und der Glaube genöthigt sein, eben das, was er als Wirkung des heiligen Geistes auffaßt, auch wiederum zugleich als Wirkung des erhöhten Christus anzusehen; ja sogar diese symbolische Personification soll mit dem geschichtlichen Jesus so identificirt werden, daß durch die Beziehung der

Wirkungen des heiligen Geistes auf die symbolische Personification des erhöhten Christus erwiesen werde, daß der vor 1800 Jahren verstorbene Jesus sich als der Lebendige durch seine geistige Gegenwart in der Gemeinde bethätigt und darum „kein Raub des Todes geworden sein könne“ (§ 670). Damit noch nicht genug, wird das symbolisch personificirte Ideal des religiösen Verhältnisses, insofern es den immanenten Gottesgeist als seine eine Seite enthält, mit einer eigenen (nämlich immanenten) Subsistenzweise Gottes gleichgesetzt, also, da jenes Ideal mit dem historischen Jesus identificirt ist, die „Gottheit“ Jesu Christi proclamirt, freilich mit dem Vorbehalt, daß dieselbe nur für den religiösen Glauben, nicht für das Denken Geltung haben solle (§ 655). Dergleichen Behauptungen würden uns nach den vorausgeschickten Prämissen und, nach der scharfen Beurtheilung der Vermittelungstheologie ein psychologisches Räthsel aufgeben, wenn wir uns nicht rechtzeitig erinnerten, daß es ein christlicher Theologe ist, von welchem sie aufgestellt werden. Die erhoffte „Wirkung“ solcher überschwänglicher symbolischer Personificationen, solchen Schwebens zwischen symbolischer Idealität und historischer Realität, ist „einfach eine Täuschung“. Lipsius vergißt, daß das heutige fromme Gemeinbewußtsein nur darum den historischen Jesus mit dem idealen Christus „zusammenschaut“ und Jesus den Christ in dieser thatsächlichen Verschmelzung zu seinem Inhalt hat (§ 624), weil es entweder noch auf dem Boden der Kirchenlehre, oder doch noch unter den unwillkürlichen und unverstandenen Gefühlswirkungen der erst vom abstracten Denken überwundenen Kirchenlehre steht, daß aber das Verlassen der ersteren und das Schwinden der letzteren nur noch eine Frage der Zeit ist, und durch nichts wirksamer beschleunigt wird, als durch Theologen von seinem Schlage.

Nachdem wir so gesehen haben, in welchem Maße Lipsius selbst von Vermittelungsversuchen Gebrauch macht, deren Unbrauchbarkeit er bei seinen Vorgängern kritisch nachgewiesen, und in welchem Grade er bei dieser Verwendung die Fehler seiner Vorgänger übertreibt, kommen wir zu dem ihm eigenthümlichen Vermittlungsversuch. Er behauptet, Jesus sei darum als der geschichtliche Erlöser zu betrachten, weil er die wenn auch nur indirecte geschichtliche Bedingung für die Heilserlangung des Einzelnen sei, insofern er diejenige religiöse Gemeinschaft gegründet habe, durch deren geschichtliche Vermittelung allein das Individuum zur persönlichen Verwirklichung der ewigen Heilsordnung gelange.

Selbst wenn man zugeben wollte, daß für den Einzelnen die christliche Religionsgemeinschaft Bedingung der Heilserlangung und Jesus der Gründer dieser Religionsgemeinschaft sei, so würde man ihn darum doch nicht als persönlichen Erlöser im geschichtlichen Sinne des Wortes bezeichnen können. Dies ist schon durch die Mittelbarkeit der Beziehung zwischen ihm und dem heut lebenden Individuum ausgeschlossen; nicht Jesus wäre dann mein Erlöser, sondern der oder die Prediger oder Frommen, welche das religiöse Bewußtsein im Sinne des Erlösungsprincips in mir geweckt und entfaltet

haben. Nur zu meinen religiösen Erziehern und Lehrern kann ich in einem persönlichen Verhältniß stehen; indirect kann ich meine Pietät und Dankbarkeit höchstens noch auf die zweite Generation ausdehnen, und auch das nur in dem Falle, wenn der für meine religiöse Entwicklung maßgebende Fromme mir durch anschauliche Schilderungen seines Erweckers dessen Persönlichkeit menschlich nahe bringt. Aber eine Ausdehnung persönlicher Gefühle auf die dritte Generation ist schon psychologisch unmöglich, geschweige denn eine Ausdehnung auf mehr als fünfzig Generationen persönlich ganz unbekannter Vermittler, an deren Anfang dann endlich eine von der Tradition festgehaltene Persönlichkeit steht.

Auch abgesehen von der weiterschweifigen Mittelbarkeit dieser geschichtlichen Vermittelung ist doch die dankbare Pietät, welche ich einem religiösen Erzieher oder Lehrer widme, etwas specifisch anders als das Gefühl, mit dem ich meinen persönlichen Erlöser betrachten muß. Ist das Erlösungsprincip ein immanentes, das nur in mir schlummert und der Erweckung durch äußere, geschichtlich an mich herantretende Einflüsse bedarf, so ist derjenige Mensch, welcher mir diesen unschätzbaren Dienst leistet, doch immer nicht mein Erlöser, sondern nur mein Erwecker zu nennen, und noch weniger verdient der Erwecker meiner Erwecker den Namen meines Erlösers.

Die Erinnerung an den ersten Erwecker dieses in der Menschheit schlummernden Erlösungsprincips könnte völlig im Dunkel der Zeiten erlöschen sein, oder sich irrthümlicher Weise auf eine falsche geschichtliche Persönlichkeit gelenkt haben, — wenn nur die geschichtlichen Fortwirkungen der ersten Erweckung nicht wieder erlöschen, so hat das gar nichts zu sagen, ist vielmehr bei Annahme eines immanenten Erlösungsprincips und einer ewigen Heilordnung für das praktische religiöse Bewußtsein der Menschheit schlechthin gleichgültig, wie wichtig auch die Frage nach dem ersten Anstoß dieser Bewegung für das theoretische geschichtliche Bewußtsein der Menschheit bleiben mag. So gewiß die von Euklid entdeckten geometrischen Wahrheiten der Menschheit dadurch nicht verloren gehen und nicht geschädigt werden würden, wenn der Name Euklids aus dem Gedächtniß der Menschen verschwände und seine Werke jetzt verloren gingen, so gewiß wird das einmal geweckte immanente Erlösungsprincip um nichts stärker oder schwächer fortwirken, mag nun Jesus mit dessen ersten Erwachen in der Menschheit etwas zu schaffen haben oder nicht. Wenn er wirklich der erste Erwecker dieses Principis wäre, so wäre das ein historisch recht interessantes, aber religiös irrelevantes Factum, das auch nicht entfernt dazu berechtigen könnte, ihn als Erlöser zu bezeichnen.

In Wirklichkeit aber hat Jesus ebensowenig wie Moses oder Muhammed das immanente Erlösungsprincip im Menschheitsbewußtsein geweckt, und die ganze von Lipsius construirte mittelbare geschichtliche Beziehung zwischen Jesus und dem immanenten religiösen Bewußtsein eines heut lebenden Lipsianers beruht auf einer Reihe von historischen Fictionen.

Eine Fiction ist es zunächst, daß eine der heute bestehenden christlich-

religiösen Gemeinschaften durch Darstellung ihres specifischen Glaubensinhalts das immanente Erlösungsprincip in einem Menschen zu wecken im Stande sei. Im Gegentheil huldigen alle, so weit sie noch christlich sind, dem entgegengesetzten transcendenten Erlösungsprincip und thun, was sie können, um das Austauchen des immanenten Erlösungsprincips im Bewußtsein der Menschen zu verhindern und zu erschweren; so weit aber in ihnen das immanente Erlösungsprincip Eingang gefunden hat, so weit haben sie mit oder ohne Bewußtsein den Standpunkt der specifisch christlichen Erlösungsreligion verlassen und mit dem entgegengesetzten vertauscht, wie dies die vorhergehenden Darstellungen zur Genüge erkennen lassen. Eine zweite Fiction aber ist, daß Jesus als der bewußte und vorsätzliche Stifter der christlichen Religion, wie sie heute besteht, zu bezeichnen sei. Er hat weder die christliche, noch überhaupt eine neue Religion, ja nicht einmal eine jüdische Secte stiften wollen, und die Religion, welche — auf Grund seiner Hinrichtung und auf Grund der aus seiner Jüngerschaft sich bildenden jüdischen Secte — von Paulus gestiftet worden ist, ist so wenig sein Werk, daß er ihre Grundlehren, wenn sie ihm zur Kenntniß gelangt wären, mit Staunen und Unwillen abgelehnt haben würde.

Was die erste der beiden Fictionsen betrifft, so fehlt es Lipsius allerdings an einem klaren Bewußtsein über dieselbe, da er sich einbildet, vermöge seines ihm gelungen scheinenden Vermittelungsversuchs principiell noch innerhalb des Christenthums oder wenigstens in geschichtlicher Continuität mit demselben zu stehen: dieser Schein wird aber zerstört durch den Nachweis, daß auch sein Vermittelungsversuch mißlungen ist. Was hingegen die zweite Fiction betrifft, so beweisen die §§ 862—865 seiner Dogmatik, daß Lipsius sich den fictiven Charakter derselben unmöglich verhehlt haben kann, und daß wieder nur die Rücksicht auf den theologischen Beruf die Festhaltung derselben psychologisch erklärlich macht. Es genügt aber schon, den fictiven Charakter einer dieser beiden Voraussetzungen anzuerkennen, um die Continuität zwischen Jesus und dem Standpunkt der immanenten Erlösungsreligion zu durchschneiden, d. h. seinem Vermittelungsversuch den Boden unter den Füßen wegzuziehn.

Die Vermittelung mußte scheitern, weil sie Unmögliches anstrebte; die widerspruchsvollen Bestandtheile des kirchlichen Christusbildes schließen jede nachträgliche künstliche Wiederververschmelzung durch dieselben Widersprüche aus, durch welche sie die allmähliche Zersetzung der unbewußt erwachsenen kirchlichen Identification zur logischen und geschichtlichen Nothwendigkeit machten. Die Vermittelung muß deshalb nothwendig immer wieder scheitern, so oft sie versucht wird, und mit welchen Mitteln sie ferner versucht werden mag; aus wie achtenswerthen Gesinnungen auch alle diese Bemühungen zur Beschwörung der acuten Krisis des Christenthums entspringen mögen, sie sind von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen, weil das mit logischen Widersprüchen Behaftete höchstens erträglich scheint, sofern es ein unbewußt

und organisch erwachsenes, ein mit objectiver geschichtlicher Nothwendigkeit gewordenes ist, aber unerträglich, wenn es als ein mit tendenziösem Bewußtsein erkünsteltes und erquältes, als ein subjectiv gemachtes hervortritt.

Alle Rettungsversuche der modernen Theologie haben den gemeinsamen Fehler, daß sie den neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen; aber der junge gährende Wein muß ganz gewiß die alten Schläuche sprengen, die schon den alten Wein nicht mehr zu halten vermochten. Als der wahrste Freund der Religion muß unter solchen Umständen derjenige sich erweisen, welcher vor dem Fortsetzen der vergeblichen Bemühungen warnt, die nothwendig dazu führen müssen, daß beim Versten der alten Schläuche viel edler religiöser Gehalt in den Sand verrinnt, — und welcher dazu ermahnt, auf die rechtzeitige Beschaffung neuer Behälter für den wirklich schon vorhandenen und in der Stille reisenden Wein bedacht zu sein. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß sowohl von den Vertretern des Alten, als auch von denen, welche die Form höher schätzen als den Inhalt, ein solcher der Feindschaft gegen die Religion geziehen wird. „Auf jeder höheren religiösen Entwicklungsstufe nämlich wird“, sagt Lipsius (§ 85), „im Interesse der Reinheit des religiösen Glaubens, eine Kritik gegen sinnliche Vorstellungsformen geübt, welche den Anhängern des Alten als Leugnung des religiösen Gehaltes selbst erscheint, weil jene Kritik nothwendig scheiden muß, was für die hergebrachte religiöse Vorstellung noch ein untrennbares Ganzes bildet. Während sich nun sonst der reflectirende Verstand mit jener kritischen Arbeit begnügt, ist er hier in den Dienst eines religiösen Interesses genommen. Aber eben dieses religiöse Interesse wollen die Vertreter des Alten, weil sie jenes Bedürfnis der Scheidung nicht spüren, bei den Andern nicht gelten lassen, erklären es also für ein fälschlich vorgegebenes“. Wenn es „die Aufgabe einer wirklich wissenschaftlich gehaltenen Dogmatik“ ist, „die Unterscheidung des bleibenden religiösen Gehaltes und seiner wechselnden vorstellungsmäßigen Form durch strenges wissenschaftliches Denken zu vollziehen“ (§ 92), so haben Lipsius, Biedermann und Pfeleiderer diese Aufgabe erst unvollständig gelöst, weil die Scheu vor der überlieferten Form sich noch als zu mächtige Fessel ihres Geistes erwies.





Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Von
Friedrich Oetker.

— Kassel. —

Den Winter von 1861 auf 1862 mußte ich am Genfer See zu bringen. Mein Gesundheitszustand hatte sich im Laufe des Frühjahrs 1861 so sehr verschlechtert, daß ernstlich für mein Leben gefürchtet wurde. Daneben war ich auch sonst bedroht. Da man mir mit allen gerichtlichen und polizeilichen Maßnahmen nicht hatte beikommen können, so war der Kurfürst auf den Gedanken gerathen, ob nicht durch einen unmittelbaren Befehl an die Gensdarmarie an's Ziel zu gelangen und ich wieder wie 1850, im Kastell in Sicherheit zu bringen sei.

Es soll darüber zu langen und erregten „Erörterungen“ gekommen sein. Noch während der Berathungen erhielt ich aber Kenntniß davon, als ich eben zu Tisch saß. Da ich stets auf dergleichen vorbereitet war, so ließ ich mich in meinem Mahl nicht stören, gab aber doch den Besorgnissen Anderer nach, und saß, vielleicht noch ehe man im kurhessischen Schlosse zu Ende gediehen war, in einem Wagen, der mich nach Münden brachte. Dort empfingen mich bewährte Freunde in einem abgelegenen Gebäude und als sich im Laufe des Nachmittags nichts Verdächtiges bemerkbar machte, fuhr ich Abends mit der Eisenbahn nach Braunschweig weiter.

Wider alles Vermuthen bekam mir der plötzliche unfreiwillige Ausflug eher gut als schlecht. Ich fühlte mich wenigstens kräftig genug, noch einige Vorkehrungen für den Fall meiner längern Abwesenheit von Kassel einzuleiten. Namentlich war es die Wahlgesetzfrage, welche mich in fortwährender Sorge erhielt. Ich wußte nur zu gut, daß gar Mancher sich lediglich hatte mitfortreißen lassen und daß man eben so leicht wieder der gegentheiligen Ansicht sich zuwenden würde, wenn hierfür eine energische Persönlichkeit ohne gehörigen Widerstand sich erhöbe. Und doch war es nach meiner Auffassung von

wesentlichster Bedeutung für den ganzen Kampf, der Masse der Bevölkerung nicht mit Halbheiten und Spitzfindigkeiten zu kommen, sondern in aller Einfachheit voll und ganz am Rechte festzuhalten. Das sogenannte Wahlgesetz bildete nach ausdrücklicher Bestimmung einen „Bestand-Teil der Verfassung“; es enthielt nicht bloß Wahlbestimmungen, sondern auch die Vorschriften über Zusammensetzung der Landesvertretungen selbst. Wie wäre es nun möglich gewesen, das Eine ganz anders zu behandeln, als das Uebrige? Wenn man die Zusammensetzung der Volks-Vertretung preisgeben konnte und wollte, wie war es denkbar, dem Volke klar zu machen, daß es nothwendig sei, die Verfassung selbst festzuhalten?

Gleichwohl war die Zahl der entschiedenen Anhänger des sogenannten Wahlgesetzes unter den gebildeteren Verfassungskämpfern in Kassel nur sehr gering . . .

Einen besondern Dienst leistete der Oberhofprediger und Consistorialrath Meyer in Koburg, ein geborener Kurhesse, der Sache des Rechts. Auf meinen Wunsch säumte er nicht, herbeizueilen, und wußte dann so kurz und eindringlich zu reden und zu handeln, daß er von Denjenigen, die mir besonders Sorge machten, das Wort erhielt, unter allen Umständen festhalten zu wollen.

Zu den entschiedenen Anhängern des Wahlgesetzes gehörten außerdem zwei Auswärtige von Bedeutung: R. v. Bennigsen und Freih. v. Roggenbach. Beide standen unwandelbar zu mir, als sich's gar bald um einen ernstern Angriff handelte.

Kaum hatte ich nämlich den Rücken gewendet und mich am alten Leman etwas eingerichtet, so begannen schon in Kassel die Versuche von Neuem, die Verfassungsbestrebungen von der Wahlgesetzfrage zu trennen. Ich vermag nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die eigentliche Anregung hierzu mehr von dem preussischen Gesandten v. Sydow oder von einem Kasseler, mit dem derselbe besonders bekannt war, ausgegangen ist. Für zweifellos halte ich's aber, daß nachgehends Herr von Sydow und der Regierungsrath Ed. Wiegand zu Kassel im besten Einverständnisse dieserhalb waren.

Wiegand war mein ältester und vertrautester Freund in Kassel. Von dem erneuten Verfassungskampfe hielt er sich anfangs völlig fern; ja er hegte in dieser Hinsicht so viel Vorsicht und Bedenken, daß er wiederholte Briefe, die ich noch von Belgien aus an ihn richtete, ganz unbeantwortet ließ. Beim Wiedersehen im Herbst 1859 ging er sogar eine Wette mit mir ein, daß die ganze Sache im berliner Sande verlaufen werde.

Anfangs sagte mir seine Zurückhaltung wenig zu. Dann aber bestärkte ich ihn geflissentlich darin. Als ich mir nämlich die Maßnahmen vergegenwärtigte und durchdachte, die im Falle eines günstigen Ausgangs des Streits erforderlich sein würden, erschien mir Wiegand die geeignetste Persönlichkeit, zwischen dem Kurfürsten und dem Lande den alten Zustand der Dinge und damit den Frieden wieder herzustellen.

Wiegand war schon in den Jahren 1848 und 1849 des „März-

ministers“ Eberhard rechte Hand gewesen; er war in allen Verwaltungszweigen des Landes bewandert wie Wenige; er war ein tüchtiger Jurist und ein noch besserer Verwaltungsmann; und mit Wem vor Allen konnte ich demnächst eine leichtere und heilsamere Verständigung voraussetzen, als mit dem alten, langjährigen Freunde?

In der That, Wiegand war der rechte Minister der Zukunft, und als später von Frankfurt und Karlsruhe aus Anfragen an mich ergingen, wer wohl der Mann sei, dem die Ausführung der künftigen Maßnahmen übertragen werden könne, zauderte ich nicht einen Augenblick, den Freund in erster Reihe zu nennen und auf's wärmste zu empfehlen.

Wie sehr war ich daher erstaunt, als mir kurz darauf einer der Anfragenden die vertrauliche Mittheilung machte, Wiegand stehe an der Spitze der Gegner des Wahlgesetzes. Auch von Kassel aus hatte ich schon deshalb einige Warnungen erhalten, sie aber bisher nicht sonderlich beachtet, weil ich Wiegands vorsichtiges Wesen kannte und ohnehin es noch deutlich im Gedächtnisse hatte, wie er 1848 und 1849 mit mir der festen und reiflich erwogenen Meinung war, daß in dem damals verhandelten Wahlgesetze die relativ beste Vertretung für Hessen enthalten sei.

Bald indessen wurden die Anzeichen so zahlreich und so dringend, daß ich den Ernst der Lage nicht mehr verkennen konnte, und nun an Wiegand selbst und an seinen thätigsten und tüchtigsten Genossen B. um Aufklärung schrieb. Zugleich setzte ich den Telegraphen und die Post in einer Weise in Bewegung, daß es das Stauern meiner Hausgenossen erregte.

Endlich kamen denn auch Aufschlüsse. B. schrieb offen und voll Zuversicht, W. mehr zurückhaltend und ausweichend. Jener sprach bereits von einer „Partei“ im Gegensatze zur meinigen, schob mir alle „Verantwortlichkeit“ zu, wenn schließlich die Sache mißlinge u. s. w. u. s. w.

Das ging mir nun doch über den Spaß. Ich faßte die Angelegenheit jetzt etwas schärfer ins Auge und war zum Aeußersten entschlossen, wenn es nöthig sein sollte.

Doch schien das Beginnen einstweilen in sich selbst zu erlahmen: Oberpostmeister Nebelthau, auf den man ganz sicher gerechnet zu haben schien, erklärte in Folge der Unterredung mit Meyer, von einem Aufgeben des Wahlgesetzes könne gar nicht mehr die Rede sein, und Friedrich Pfeiffer in Bremen, an den man sich gleichfalls wandte, war so klug, erst bei Bennigsen anzufragen, und dieser rieth natürlich auf's entschiedenste ab und gab mir sofort davon Nachricht.

Allein damit war die Gefahr noch nicht vorüber. Man ging vielmehr im Stillen weiter, und zwar so weit, daß von Berlin aus selbst die Möglichkeit, nach dem Wahlgesetze von 1849 wählen zu lassen, bestritten wurde: denn zu den Wahlen sei auch die Mitwirkung von Bezirksräthen erforderlich, diese beständen aber nicht mehr und könnten auch nicht wieder ins Leben gerufen werden, weil die betreffende Wahlordnung erloschen sei.

Als mir von Süddeutschland aus hierüber Mittheilung zugeing, fiel mir's zwar nicht schwer, diesem neuen Hindernisse sofort zu begegnen: ich brauchte nur auf die absichtliche oder auf die in grenzenloser Unwissenheit vorgekommene Nichtbeachtung eines ganzen Gesetzes hinzuweisen, denn die vermißte Wahlordnung war am 10. März 1850, sogar von Hassenpflug selbst gegengezeichnet, wirklich erlassen worden; allein ich erkannte immer mehr, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden seien.

Inzwischen hatte sich Oesterreich, das ein alleiniges Vorgehen Preußens besorgte, mit diesem zu einem gemeinsamen Antrage beim Bundestage verständigt. Am 8. März 1862 stellten die beiden Großmächte folgenden Antrag:

„In der Erwägung, daß die hohe Bundesversammlung sich ihre schließliche Erklärung über die Erledigung der Verfassungsangelegenheit des Kurfürstenthums Hessen vorbehalten hat, daß auf der Grundlage der Verfassungsurkunden vom 13. April 1852 und 30. Mai 1860 ein Einverständnis zwischen der kurfürstlichen Regierung und dem Lande nicht hat herbeigeführt werden können; daß der Bundesbeschluß vom 27. März 1852, wiewgleich er die bundeswidrigen Bestimmungen der früheren Verfassungsgesetze nicht im Einzelnen bezeichnet hat; grundsätzlich doch nur eine Revision dieser Gesetze nach bundesrechtlichen Gesichtspunkten bezweckte; daß die endliche Herstellung eines gesicherten und allseitig anerkannten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes und des gesammten Deutschlands liegt — tragen Oesterreich und Preußen darauf an, die hohe Bundesversammlung möge die kurfürstliche Regierung auffordern: „unter Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft geeignete Einladung zu treffen, damit die im Jahre 1852 außer Wirksamkeit gesetzte Verfassung vom 5. Januar 1831, vorbehalten der zunächst auf verfassungsmäßigem Wege zu vereinbarenden Abänderungen, welche zur Herstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlich sind, wieder in Wirksamkeit trete“.

In diesem Antrage, der natürlich aller Orten und Enden das ungeheuerste Aufsehen erregte, war die Wahlgesetzfrage, wie man sieht, gar nicht ausdrücklich berührt. Mittelbar allerdings konnte auch das Wahlgesetz von 1840 als mitbegriffen angesehen werden, da dies ja einen „Bestandtheil der Verfassung“ ausmachte; allein die Gegner desselben legten sich die Sache anders zurecht und gaben ihr Streben noch nicht auf. Sie hielten die Ansicht fest, daß die preußische Regierung dem Wahlgesetze, als einem Erzeugnisse der Jahre 1848 und 1849, obwohl es auf zwei Landtagen, jedes Mal mit einer Mehrheit von drei Vierteln, völlig ordnungsmäßig zu Stande gekommen war, nicht gewogen sei, und daß namentlich der König selbst nicht gern davon höre. Auch schienen ihm Einige wirklich keinen inneren Werth mehr beizumessen, denn sie sprachen sich in der allergeringstschätzigsten Weise darüber aus; jedenfalls waren sie in aller Ehrlichkeit der

Meinung, einen Standpunkt besonderer staatsmännischer Klugheit einzunehmen, wenn sie, um die Hauptsache um so sicherer zu retten, ein Nebenstück in die Schanze schlugen.

Die mittelstaatlichen Regierungen, die s. g. Würzburger, einschließlich Kurhessens, schienen zunächst auf eine „Erläuterung“ des Antrags vom 8. März 1862 einwirken zu wollen. Selbst die liberalen Kleinstaaten waren dem nicht entgegen. Natürlich wollte jeder eine Erläuterung in seinem Sinne haben.

Roggenbach arbeitete begreiflicher Weise auf eine ausdrückliche Erwähnung des Wahlgesetzes hin und hoffte mit mir auf den besten Erfolg. Ich konnte mir nicht denken, daß der österreichischen Regierung, nachdem sie sich einmal zu dem Hauptschritte verstanden hatte, noch irgend etwas an der Wahlgesetzfrage liege. Und die Mittelstaaten vollends! Welches Interesse konnten sie haben, noch unpopulärer zu werden, als sie ohnehin durch die kurhessische Angelegenheit schon geworden waren? Bayern insbesondere hatte an dem Ruhme, seine Truppen zu „Straßbayern“ hergegeben zu haben, noch schwer genug zu tragen. Herr v. d. Pfordten begriff das auch, und als er nachgehends in der Bundesversammlung Bericht zu erstatten hatte, war er am wenigsten ein Gegner des Wahlgesetzes. Ja, man schien sich fast in der Freundschaft für das volle Recht den Rang ablaufen zu wollen.

Um so auffallender war es, daß man in Kassel noch immer die von Sydow, wie K. meinte, „angezettelte Intrigue“ nicht aufgeben mochte.

Auch die kurfürstliche Regierung wollte sich noch nicht fügen. Nachdem drei Landtage, welche nach den verfassungswidrigen Bestimmungen gewählt worden waren, sich für unzuständig erklärt hatten, wurde eine vierte Versammlung vorbereitet, und zwar sollte dies Mal mit ganz besonderem Nachdruck verfahren werden.

Unterm 26. April 1862 erschien eine landesherrliche Verordnung, wodurch man sicher an's Ziel zu kommen gedachte. Nach § 1 sollte jeder Wähler und Wahlmann „vor der Wahl“ die Erklärung abgeben, „daß er die Wahl ohne irgend einen Vorbehalt vornehmen, bezw. die geschäftsordnungsmäßige Herstellung des durch die Verfassungsurkunde vom 30. Mai 1860 vorgezeichneten landständischen Berufs Seitens der Abgeordneten gewahrt wissen wolle“. Diese Erklärung sollte nach § 2 von den wahlleitenden Bürgermeistern protokolliert werden. Im Weigerungsfalle schrieb § 3 Nichtzulassung vor, und beim Zuwiderhandeln für die Wahl eine Strafe von 30 bis 50 Thaler.

Das war allerdings nicht übel ausgedenkt. Die Gefahr lag nicht in der Mehrheit der Wähler, deren wir völlig sicher sein konnten, sondern in der Minderzahl: bei der großen Schwierigkeit, eine vollständige Wahlenthaltung herbeizuführen, waren Minderheitswahlen zu fürchten und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß die Regierung auch mit einer aus solchen Wahlen hervorgegangenen Versammlung verhandeln werde.

Indessen wurde doch noch ein Ausweg gefunden, und die Verfassungsfreunde blieben guten Muths, indem eine ganze Reihe von Wahlen völlig vereitelt wurde. Da schritt der Bundestag selbst ein und beschloß am 13. Mai auf Antrag Preußens und zwar, so viel ich weiß, auf Eingebung Wiegands, die vorläufige Beibehaltung des Standes der Sache.

Der Kurfürst fügte sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, und nicht, ohne seinen Ministern ihre „Dummheit“ gehörig vorgehalten zu haben; den Wahlen wurde durch eine Verordnung vom 22. Mai Anstand gegeben.

Um dieselbe Zeit befand sich der General von Willissen in Kassel, um dem Kurfürsten ein Handschreiben des Königs von Preußen zu überreichen. Anfangs soll der Kurfürst die zu dem Ende erbetene Audienz ganz versagt, dann dieselbe zwar in Gegenwart zweier Minister gewährt, das ihm eingehändigte Schreiben aber uneröffnet und mit einer Miene zur Seite gelegt haben, die dem General von Willissen nicht angemessen erschien und ihn zur sofortigen Berichterstattung nach Berlin veranlaßte.

Das Genauere des Vorgangs ist bis jetzt nicht vollständig und nicht in glaubhafter Weise bekannt geworden. Als unrichtig kann jedoch das auch in der Kölnischen Zeitung berichtete Gerücht wohl angesehen werden, daß der Kurfürst das königliche Schreiben auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten habe.

Wie dem auch sei, jedenfalls kann man sich denken, wie außerordentlich willkommen das Vorgefallene in Berlin erschien. Es wurde darin eine so wichtige Begebenheit erkannt, daß eine Genugthuung und eine Entlassung der Minister gefordert ward.

Am 15. Mai kehrte von Willissen nach Berlin zurück.

Am 17. Mai erfolgte dann das Ultimatum: Entlassung der Minister binnen 48 Stunden.

Das Buch über den „Fürsten Bismarck“ von Ludwig Hahn, Bd. I. S. 73 flg., giebt den Inhalt einer preußischen Note vom 18. Mai, wie folgt an: „Der General habe Kassel verlassen müssen, ohne daß der Kurfürst sich bewogen gefunden hätte, ihn nochmals zu empfangen . . . Der officiell vorbereitete Empfang des mit einer persönlichen Sendung beauftragten Generals, und die Gegenwart von zwei Ministerialvorständen bei demselben haben diesem Verfahren den Charakter eines Actes aufgeprägt, für welchen das gesammte Ministerium die Verantwortung trage“ . . . Der König wollte daher „in der sofortigen Entlassung der verantwortlichen Rathgeber eine entsprechende Genugthuung erblicken“.

Am 19. antwortete der Kurfürst, daß er sich „nicht bewogen finden könne, dem Verlangen des Königs von Preußen zu entsprechen“.

Am 20. Mai verließ der preußische Gesandte von Sydow Cassel.

Oesterreich und Sachsen machten zwar gegen das einseitige Vorgehen Preußens Vorstellungen; allein Graf Bernstorff, der seit einiger Zeit die auswärtigen Angelegenheiten in Berlin leitete, ließ sich dadurch nicht beirren,

und hörte auf den Rath Wiegands mehr als auf die Mahnungen der Verbündeten in Wien. Es wurden zwei Armeecorps nach den hessischen Grenzen hin in Bewegung gesetzt.

Inzwischen war ich am Genfer See unter mancherlei Wechselfällen und Krankenlagern soweit wieder gekräftigt worden, daß ich in den schönen Maistagen an die Heimreise denken konnte. Auf Roggenbachs Einladung nahm ich meinen Weg wieder über Carlsruhe, besprach mit den Freunden Alles ausführlich und reiste dann der besten Hoffnungen voll nach Frankfurt weiter.

„Gut, daß Sie kommen“, sagte Robert von Mohl, der badische Bundestagsgesandte, als ich bei ihm eintrat; „ich habe da eben so'n Wisch bekommen in Betreff des Wahlgesetzes; wollen Sie sich das Ding mal ansehen?“ . . Ich erkannte sofort den Ursprung; doch handelte es sich in diesem Flugblatte nicht um Vorschläge zur Umgehung, sondern um solche zur Abänderung oder vielmehr zur Aufhebung des Wahlgesetzes, und zwar dergestalt, daß selbst die „Ritterschaften“ als besondere Wahlkörperchaften wieder hergestellt werden sollten.

Mohl theilte mir dann das Neueste in Betreff der Lage der Dinge mit, und meinte, ob es nicht gerathen sei, mich noch einige Tage von Kassel fern zu halten.

Man hatte mir allerdings eine Menge Warnungen zugespielt; allein was konnte mir eigentlich begegnen? Ein von Montreux aus erlassenes Flugblatt sollte zwar, Gott weiß, welche Verbrechen enthalten; aber bei Licht besehen, blieb doch nur eine unmittelbare Verwendung der Gendarmerie bedenklich, und der getraute ich mir schon zeitig ausweichen zu können.

Zunächst wandte ich mich an Wiegand und schlug ihm eine Zusammenkunft in Gießen vor. Als er darauf nicht einging, stand mein Entschluß fest; ich mußte den Stand der Dinge und die verfolgten Pläne um so mehr näher kennen lernen, als mir Wiegand trotz wiederholten Verlangens weder ein Programm noch den Entwurf zu einer Verordnung, wie ich solche mehrfach für nothwendig erklärt hatte, mittheilte. Ich ging nämlich von der Ansicht aus, daß Alles, was zu geschehen habe, mit einem Schlage in einem einzigen landesherrlichen Erlasse geschehen müsse, wenn man endlose Weiterungen vermeiden wolle. Ich kannte den Kurfürsten zu gut, um nicht doppelten und dreifachen Widerstand vorauszusehen, wenn er ein Mal zur Nachgiebigkeit genöthigt gewesen; und die preußische Regierung war doch unter allen Umständen nicht in der Lage, jeden Augenblick von Neuem mit Waffengewalt drohen zu können.

Am Abend des 21. Mai traf ich bei meinem Bruder mit Wiegand und B. zu einer Besprechung zusammen. Es kam dabei zu den heftigsten Auftritten, nur mein Bruder bewahrte Ruhe, nachdem ich ihn durch einige vertrauliche Winke in seinen durch Wiegand beeinflussten Anschauungen bedenklich gemacht hatte.

Anfangs suchte Wiegand mit seinen „Beziehungen“ zu wirken. Als ich ruhig bemerkte, daß ich diese recht gut kenne und auch meinerseits „Beziehungen“ habe, stutzte er etwas, und hob dann das Vaterland auf den Schild. „Ich werde Alles verderben; er aber könne nicht ruhig zusehen oder gar mitwirken, daß Hessen „zum Versuchskaninchen des Nationalvereins“ gemacht werde“ u. s. w.

Ich betonte, daß mir die deutsche Frage über Alles gehe, und selbst ein Unterliegen in Hessen für den Augenblick besser sei, als ein halber Sieg mit preisgegebenem Recht.

„Dein formelles Recht wirst Du vielleicht erhalten“, rief er; „aber zwei Kammern nachher! Was dann?“

„Dann werden wir uns wieder für unzuständig erklären, gerade wie bisher!“ erwiderte ich.

„Ja, ja, das Versuchskaninchen!“

W. versuchte meinem Widerstande in anderer Weise beizukommen. „Weil ich's ein Mal gesagt habe“, meinte er, „bleibe ich dabei“. Ich wollte nur vom einmal Erklärten nicht wieder abweichen. Allein auch der Hohn konnte mich nicht irre machen. Meine Ueberzeugung und meine Stellung zur Sache beruhten seit Jahren auf den allerreifelichsten Erwägungen; sie standen schon fest, noch ehe Andere nur an die Sache gedacht hatten, und die Besprechungen mit gewiegten Männern hatten mich nur darin bestärken können, ganz abgesehen von dem Einverständnis der Streitgenossen im Nationalverein.

Als ich endlich meinerseits fragte, wie man denn die Sache im Uebrigen zu behandeln gedenke, ob W. ein Programm aufgestellt habe, erwiderte er, das Programm stehe erst in seinem Kopfe. „Aber es steht fest“, rief er weiter und zwar so laut, daß fast die Fenster zitterten, „wenn ein Landtag nach dem Gesetze von 1849 berufen werden muß — und ich sehe ein, daß der Unsinn nöthig sein kann — dann kommt nur ein einziges Gesetz zur Vorlage und nur ein einziger Paragraph, paragraphus unicus: „das Wahlgesetz von 1831 wird hergestellt“.

„Paragraphus unica“, corrigirte mein Bruder lächelnd, während ich anheimgab, den Schlaf der Nachbarn nicht zu stören.

„Es macht mir aber Vergnügen so“, rief nun der Zukunftsminister humoristisch, und wir trennten uns um Mitternacht — ohne Ergebnis.

Am nächsten Abend ging der Lärm wieder an.

Wiegand gab nun unumwunden zu, daß der Durchgang durch 1849 unvermeidlich sei, nachdem selbst die Südstaaten, insbesondere Württemberg, sich dafür beim Bundestage ausgesprochen hätten. Dagegen müsse er darauf bestehen, „die Bestimmungen von 1831 einfach herzustellen; daher Gesetzesvorlage mit einem einzigen Paragraphen, weil Anderes unmöglich sei“. Ferner erklärte er jetzt auf's Bestimmteste, daß er unter keiner Bedingung die Bildung eines Ministeriums übernehmen werde, wenn ich nicht meine Unterstützung zusage.

Man denke! Diese Unterstützung erkannte er jetzt als eine Nothwendigkeit offen an, und doch war er bisher jeder Berathung aus dem Wege gegangen, hatte alle meine Bitten und Warnungen unbeachtet gelassen, hatte mir weder Programm noch Entwürfe, noch irgend welche, auch die geringsten Vorschläge mitgetheilt u. s. w. Wie war das nur zu fassen? Und auch jetzt noch machte er keine Miene, das Versäumte nachzuholen, sondern verlangte einfach Zusagen.

Es schien mir fast, als verlasse sich W. auf ein Uebergewicht von Außen einerseits und auf meine Vaterlandsliebe andererseits, die schließlich in Gutherzigkeit oder Zagheit nachgeben werde.

Allein dies war denn doch, wenn er die Meinung wirklich gehegt hat, eine sehr irrige Annahme. Auf die einfache Herstellung der 1848 und 1849 nach unendlichen Mühen ordnungsmäßig aufgehobenen Bestimmungen von 1831, also namentlich auf Wiederbelebung der alten ritterschaftlichen Wahlkörper u. s. w. konnte ich mich schlechthin nicht einlassen. Dazu war das Verhalten der Ritter in den ganzen Jahren der Hassenpflug'schen und Scheffer'schen Reaction und namentlich bei dem Verfassungsumstürze nicht angethan gewesen. Die Ritter und ihre „Erste Kammer“ hatten sich so wenig als ein Hort des Rechts und der Landesinteressen gezeigt, daß umgekehrt sogar der Minister Scheffer in seiner empörten Verbtheit sie eine „selbstsüchtige Rittercurie“ nannte.

Die einfache Beseitigung des Gesetzes von 1849 war auch im Hinblick auf seinen sonstigen Inhalt durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich hielt vielmehr und halte noch jetzt die darin festgestellte Zusammensetzung der Landesvertretung für die beste, die in Hessen gefunden werden kann.

Begreiflicher Weise wurde daher auch am 22. Mai eine Verständigung nicht erzielt.

Am andern Morgen kam Wiegand allein. Er war inzwischen um vieles ruhiger und mittheilbarer geworden, und dies Mal fand wirklich eine gewisse Einigung statt. Ich sagte nämlich für den Fall der Nothwendigkeit, d. h. „der äußern Nöthigung, zu den Bestimmungen von 1831 einfach zurückzukehren“, meine Mitwirkung dahin zu, daß wo möglich Einstimmigkeit oder doch eine Dreiviertelmehrheit der Stände herbeigeführt werde. Ich behielt mir aber die jeweilige Beurtheilung der Nothwendigkeitsfrage ausdrücklich selbst vor; denn Wiegand beharrte noch immer bei der Behauptung, daß eine solche Rückkehr durchaus nothwendig sei, wenn er mir auch vor der Hand nichts Näheres dieserhalb sagen dürfe.

Am 24. Mai wurde der preußisch-österreichische Antrag von der Bundesversammlung zum Beschluß erhoben. Am selben Tage reiste ich über Frankfurt und Weimar nach Berlin, um mich überall persönlich über den Stand der Dinge zu vergewissern.

Da erkannte ich denn bald, daß die Haupttriebfeder für die einfache

Rückkehr zum Wahlgesetze von 1831, wie ich längst im Stillen gehaut hatte, in Wiegand und seinen wenigen Anhängern selbst lag, und nicht in der preußischen Regierung. Am 30. schon mußte ich in dieser Beziehung über Wiegand ein hartes Urtheil fällen. Am 31. mahnte ich meinen Bruder, Wiegand nochmals an Programm und Verordnung zu erinnern; „mag er nur von jetzt an ehrlich Stand halten und nicht mehr opfern als nöthig ist, sonst kommen wir noch schwer an einander“.

Allein es kam kein Programm und kein Verordnungsentwurf! Vergebens rief ich den Herren in Cassel und Berlin zu: Sachen! Sachen! nicht bloß Personen!

Und dabei hatte man in leichtfertigster oder kurzsichtigster Weise vom Kurfürsten nicht etwa die Ernennung eines verfassungstreuen Ministeriums, sondern nur die „Entlassung der Minister verlangt“. Und das waren die „Staatsmänner“!

Am 7. Juni hatte ich eine einstündige Unterredung mit dem Grafen von Bernstorff. Das Ergebnis habe ich unmittelbar nachher niedergeschrieben und kann es daher fast wörtlich hier mittheilen:

Zunächst entschuldigte sich der Graf, daß er wegen eines andauernden Unwohlseins mich nicht schon früher habe empfangen können. In der That sah der Mann sehr angegriffen aus.

Preußen, versicherte Graf Bernstorff, werde unter allen Umständen — „selbst mit Waffengewalt und bis zur Bundes Sprengung“ — die Ausführung des Bundesbeschlusses, nämlich die „volle Rechts herstellung“ durch ein „verfassungstreu es liberales Ministerium“ herbeiführen, und sich den etwa abweichenden österreichischen Auffassungen widersetzen; mit einem scheinliberalen würzburger (mittelstaatlichen) Ministerium werde man sich nicht abfinden lassen, sondern auf gründliche Erledigung in preußischem Sinne und Interesse bestehen. Gegen das Wahlgesetz von 1849 habe man Nichts! Er selbst habe diese offene Frage „so geerbt“. Die Anwendung oder die Abänderung eines Gesetzes sei innere Sache Kurhessens. Man habe sich nicht dafür erklärt, weil man sonst eine Verständigung mit Oesterreich erschwert haben würde; gehe ein liberales Ministerium im „Einverständnis“ mit dem Lande darauf zurück, so werde man Nichts dagegen einwenden, sondern die Minister dabei möglichst unterstützen. Dasselbe gelte in Betreff des Maßes der Abänderungen.

Ich: Also kann ich mit Zuversicht annehmen, daß die preußische Regierung die demnächstigen Minister hinsichtlich der Anwendung und möglichsten Beibehaltung der Bestimmungen von 1849 moralisch unterstützen wird.

Der Graf: „Darauf können Sie sich fest verlassen“ . . .

Ich: Preußen werde demnach keinerlei Nöthigung üben, das Wahlgesetz — mit Ausnahme der bundesrechtlichen Punkte — in einem bestimmten Sinne zu ändern.

Graf Bernstorff: Nein; ich betrachte das als einen innern Gegenstand.

Ich: Warum denn aber noch vor Kurzem verlangt worden sei, jenes Wahlgesetz aufzugeben:

Graf Bernstorff: Das ist ja gar nicht verlangt worden!

Ich: In Cassel sei behauptet, Preußen begehre eine Rückkehr zu den Bestimmungen von 1831 . . .

Graf Bernstorff: Niemals habe er dergleichen verlangt oder zu solchen „Unterstellungen“ irgend Anlaß gegeben. (Mit unwilliger Geberde und Stimme:) „Ich bin ja doch der Minister und müßte es wissen!“ — In Betreff der s. g. Bundeswidrigkeiten würden zunächst die künftigen Minister zu urtheilen und die „wenigen Bestimmungen“ suspendirt zu lassen haben.

Frage: Was Preußen thun würde, wenn bundestägige Feststellung der Punkte verlangt werden sollte und die Würzburger darauf eingingen? wenn ferner die Wahlgesetzfrage etwa von dem Bundestag gezogen würde.

B. schnell und heftig: Das werde Preußen nicht zugeben. Es sei eine verkehrte Auffassung, wenn behauptet werde, Preußen habe jetzt die Bundes-Competenz zu dergleichen Schritten anerkannt, das habe man nicht gethan das werde man nie thun.

Schließlich gab mir Graf B. noch eine besondere Adresse für vertrauliche Mittheilungen, um welche er bat, und ich schied mit dem Eindrücke, von einem Manne ernstern und graden Wesens die aufrichtigsten Eröffnungen erhalten zu haben.

Mit welchen Blicken ich dagegen nach Cassel sah, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Inzwischen hatte ich auch mit den Freunden im preußischen Abgeordnetenhaus verkehrt, wo eben über eine Antwort auf die Thronrede verhandelt wurde. Man konnte sich dort lange Zeit nicht einigen, ob dabei der kurhessischen Angelegenheit gedacht werden solle oder nicht. Ich meines Theils vermochte auf die Frage wenig Gewicht zu legen und erklärte einfach, was man auch thue, wir in Hessen würden unter allen Umständen am Rechte festhalten.

Auf der Rückreise nach Cassel traf ich mit Wiegand in Neudiedendorf zusammen. Er hatte in Weimar eine Unterredung mit dem Minister von Winzingerode, dem ehemaligen kurhessischen Ministerialvorstande gehabt. Dieser war nämlich (nach meiner eigenen, früher erwähnten Ministerliste) zum künftigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Hessen ausersehen, während Wiegand Minister des Innern werden sollte. —

Das Ministerium des Innern galt von jeher in Kurhessen für das wichtigste, weil es den umfassendsten und schwierigsten Geschäftskreis hatte. Das nominelle Haupt des neuen Ministeriums sollte aber doch nicht Wiegand, sondern ein Herr von Loßberg, einer der Adjutanten des Kurfürsten werden, der sich eines besondern Wohlwollens und Vertrauens desselben zu erfreuen schien. Dieser führte deshalb auch die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten und hatte

am 5. Juni den förmlichen Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums erhalten, während Wiegand mit Loßberg und den übrigen Ministerkandidaten verhandelte.

Da ich noch eine Besorgung in N. hatte und einen andern Zug wählen mußte, lud ich Wiegand auf den Abend zu meinem Bruder ein. Er kam aber nicht. Dagegen fand am 10. Juni Morgens eine lange Unterredung zwischen uns statt.

Wiegand gab nun mit der unbefangenen Miene von der Welt zu, daß eine Nothigung hinsichtlich der preussischen Regierung nicht bestehe, stellte aber jetzt sein „Verlangen als eine Ueberzeugungs- und Gewissenssache, als eine geschichtliche Forderung“ dar; endlich versicherte er, daß er als „Staatsmann“ so handeln müsse.

Es fehlte wenig, daß ich nicht in lautes Gelächter ausgebrochen wäre; allein ich bezwang meinen Unwillen, ich erkannte, wie sicher sich W. schon dünkte, und ich vergegenwärtigte mir schweigend, wie bedenklich es sein könne, jetzt, noch ehe es sich um bestimmte Vorlagen handelte, störend in den Gang der Dinge einzugreifen.

Auch hinsichtlich der Hassenpflug'schen, verfassungswidrig erlassenen „provisorischen Gesetze“, ergab sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen W. und mir. Zum Verständniß dieser und ähnlicher Fragen ist ein etwas näheres Eingehen auf das Hassenpflug'sche Regiment in den ersten fünfziger Jahren überhaupt nöthig.

Noch ehe die alte rechtmäßige Verfassung von 1831 vom Bundestage außer Wirksamkeit gesetzt worden und eine neue an die Stelle getreten war, hatte Hassenpflug mit Hilfe der preussischen und österreichischen Bundescommissare eine ganze Reihe von „Provisorischen Gesetzen“ erlassen, durch welche das gesammte Gerichts- und Verwaltungswesen des Landes von Grund aus umgestaltet wurde.

Sodann erschienen „Gesetze“, zu welchen die neuen, verfassungswidrigen Stände ihre Zustimmung gegeben hatten, um einzelnen Mißständen abzuhelpen oder auch noch ärgere Maßnahmen Hassenpflugs zu verhüten. Endlich wurden, wenn Hassenpflug nicht anders vorwärts oder vielmehr rückwärts konnte, zahlreiche landesherrliche Verordnungen, welche die eingreifendsten Veränderungen herbeiführten, erlassen, darunter sogar solche, welche in das Privatrecht verlegend eingriffen, und die selbst nach der eigenen Verfassung Hassenpflugs unzulässig waren. So ward z. B. 1854 eine Verordnung über die Wiederherstellung abgelöster Jagdgerechtsame verkündigt und ausgeführt u. s. w.

Alle diese rechtswidrigen Vorschriften mußten nun beseitigt, oder, soweit sie an sich zweckmäßig waren, in verfassungsmäßiger Weise bekräftigt werden.

Aber mehr noch: auf Grund der verfassungswidrigen Erlasse waren dauernde Einrichtungen entstanden, z. B. besondere Anstalten, Behörden, Strafgerichte &c. und diese rechtswidrigen Gerichte hatten Urtheile &c. erlassen, mit noch fortdauernden Folgen für die Betroffenen, z. B. Ehrlosigkeit, Nichtwählbarkeit u. s. w.

Was hatte nun da zu geschehen? Daß solche rechtswidrige Zustände nach hergestellter Verfassung nicht sämmtlich bestehen bleiben konnten, darüber war eigentlich alle Welt einig; aber wo waren die Grenzen? welches mußten die leitenden Gesichtspunkte sein?

Ich selbst hatte die Sache, meiner Gewohnheit gemäß, schon vor Jahr und Tag durchdacht und konnte jeden Augenblick auf jede einzelne Frage Rede und Antwort geben. Anders stand es mit Wiegand: er hatte früher an den Erfolg unserer Agitation gar nicht geglaubt und war noch weniger geneigt gewesen, der etwaigen Rückkehr zur alten Verfassung weitgehende Folgerungen in Betreff der Zwischenzeit zuzugestehen. So widersprach er denn auch jetzt, als ich ihm meine Anschauungen vorlegte, und redete von chaotischen Zuständen und dergl., obwohl in Wahrheit solche bei nur halbwegs gutem Willen und bei einiger Klarheit gar nicht zu besorgen waren.

Da die unrechtmäßigen Erlasse seit Jahren thatsächlich in Wirksamkeit getreten und von den Gerichten anerkannt und für „vollziehbar erklärt“ worden waren, so mußte es dabei, dem Privatleben gegenüber, sein Bewenden haben; alle wohlervorbenen Rechte, alle Verhältnisse des Personenstandes u., alle Ehen, alle Richtersprüche in Einzelsachen, mußten unantastbar sein. Anders aber verhielt es sich hinsichtlich der Dinge des öffentlichen Rechts: die verfassungswidrigen Staatseinrichtungen und die sich daran knüpfenden dauernden Zustände erschienen der rechtmäßigen Landesvertretung gegenüber null und nichtig; diese konnte und mußte die thatsächliche Beseitigung derselben und aller darauf gestützten Einrichtungen z. B. der verfassungswidrigen Strafgerichte, so weit sie nicht nachträgliche Genehmigung eintreten lassen wollte, verlangen.

Dabei erschien mir's zweifellos, daß die durch verfassungswidrige Anordnung geschaffenen Zustände auch wieder auf gleiche Weise beseitigt werden könnten, während umgekehrt Wiegand dies bei den verfassungswidrigen s. g. Gesetzen und Verordnungen der Zwischenzeit nicht für zulässig hielt, sondern eine Mitwirkung der rechtmäßigen Stände verlangte.

Der Hauptgegenstand des Zwiespalts, bezw. meiner Unzufriedenheit blieb indeffen die Art des Vorgehens. Auf meine Frage nach dem Programm u. erfolgte wieder die alte Antwort. Es schien mir jetzt, als werde absichtlich gezögert, mir Näheres mitzuthemen. Ich gab daher unzweideutig zu verstehen daß ich es als etwas völlig Selbstverständliches betrachte, daß ich Programm und Verordnungsentwurf zeitig mitgetheilt erhalte, wenn von einem Zusammenwirken die Rede sein solle.

Ich rieth dabei nochmals auf's dringendste, alles Wesentliche in eine einzige, sofort zu vollziehende Verordnung zu bringen u.

Es verlief aber wieder ein Tag nach dem andern, ohne daß ich Etwas erhielt oder auch nur den zukünftigen Minister zu Gesichte bekam, bis ich

endlich mit Erstaunen erfuhr, daß schon am 14. Juni dem Kurfürsten das Programm vorgelegt worden sei, nachdem derselbe die von Herrn v. Loßberg entworfene Ministerliste genehmigt habe.

Der Freund hatte mich also wirklich hinter's Licht geführt und mich mir offenbar nun fortwährend aus.

Ich ließ ihn deshalb durch meinen Bruder wissen, daß ich mich von jetzt an als vollständig frei von jeder Verpflichtung gegen ihn betrachte und nun mehr einfach nach Lage der Umstände und meinem eigenen Ermessen handeln werde . . .

Kurze Zeit bewegte mich ein Gedanke, den ich nicht verschweigen will, obwohl nichts zu dessen Ausführung geschehen ist. Ein paar geschiedte, aber etwas selbstsüchtige Seelen, mit denen ich darüber sprach, waren förmlich entzückt davon und drangen stürmisch auf schleunigste Ausführung, indem sie nicht im Mindesten am vollständigsten Erfolge zweifelten.

Wie, wenn dem Kurfürsten, dachte ich mir, im Augenblicke der höchsten Noth ein Weg gezeigt würde, der gleich sehr geeignet wäre, seinen Aerger und Unwillen, wie dem Wohle des Landes genug zu thun? . . . Der Kurfürst ist wüthend über den Bundestag, wüthend über Preußen, voll Unwillen über die alten Minister und voll Mißtrauen und Abneigung gegen die neuen; am Maße des Einlenkens, an etwas mehr oder weniger Nachgiebigkeit, kann ihm jetzt Nichts liegen, nachdem er gesehen hat, daß er überhaupt nachgeben muß, wohl aber würde ihm daran liegen, seine Selbstherrlichkeit zu zeigen und sich Vortheile zu verschaffen. Wie, wenn ihm nun, wo ihm das Messer an der Kehle sitzt, gesagt würde: Königliche Hoheit! lachen Sie doch Allen zugleich in's Gesicht! erklären Sie den Bundesgenossen in Frankfurt: ihr habt mir Nichts zu befehlen! ich selbst bin Herr in meinem Lande, und werde thun, was mir als das Richtige erscheint; ihr habt mehr gegen das Recht verstoßen als ich, und nur den schlechten Rathschlägen aus Wien und Berlin verdanke ich meine jetzige Lage . . . Den alten Ministern aber, königliche Hoheit, sagen Sie: Ihr habt mich schlecht berathen! und den neuen: Euer Rath ist ungenügend und hinterlistig! ich aber will nicht bloß die alte Verfassung, sondern auch die übrigen Gesetze herstellen, will den ganzen Hassenpflug'schen Kram abthun u. s. w. u. s. w.

Ob ein solcher Plan hätte gelingen können? namentlich, wenn materieller leicht einzukleidende Vortheile in Aussicht gestellt worden wären? . . .

Wer weiß es! Und wer weiß, wie sich dann die Zukunft, wie der Vorgang von 1866 gestaltet haben würde . . .

Doch — — wurde der Gedanke nicht weiter verfolgt! Ich wußte Niemanden, der sich zur Ausführung recht geeignet hätte. Und vor allen Dingen hielt mich der Hinblick auf Preußen, auf die deutsche Sache von Weiterem zurück.

Am 16. Juni Abends kam Wiegand zu meinem Bruder; es geschah dies ohne mein Vorwissen, denn ich würde in keine Unterredung mehr ge-

willigt haben. Er sprach, während ich mich schweigend zur Seite setzte, von Kränklichkeit, Ueberbürdetsein, Mißgeschick, von der Unfähigkeit der Einen und von der Lässigkeit der Anderen, kurz, er spielte ein „Sammerbild von Geplagtheit“. „Ich wollte“, rief er dann fast weinend, „daß die ganze Geschichte tausend Klaster tief unter dem Blocksberge läge! Ja, ich danke Dir recht sehr, daß Du das über mich und meine Familie gebracht hast! Läßt Du mich jetzt im Stich, so sitze ich fest und weiß nicht, was werden soll!“

Ernst oder Komödie? dachte ich anfangs. Dann übermannte mich doch, so ärgerlicher Verstimmung ich auch war, die Laune und ich schlug ein helles Gelächter auf, in welches W. schließlich mit einstimmt.

Wer nun aber glauben sollte, daß jetzt endlich meinem Verlangen genügt worden wäre, ja daß ich nur mündliche Aufschlüsse der allernothdürftigsten Art erhalten hätte, der würde sich sehr irren.

Nur durch B. erfuhr ich Einiges, und das war unerbaulich genug. Ich besorgte in der That das Schlimmste.

Am 18. Juni schrieb ich besorgnißvoll an den Grafen Bernstorff. An demselben Tage, spät Abends, machte ich einen Versuch, W. unversehens in seinem Gartenhause zu treffen, fand aber nur die Gattin. Diese wollte nichts Näheres wissen. Da ich aber annehmen konnte, daß sie ihrem Gatten meine Aeußerungen nicht vorenthalten würde, so sprach ich meinen Unwillen und insbesondere auch die Befürchtungen aus, welche mich schon seit mehreren Tagen erfüllten. Ich hatte auf vertrautem Wege erfahren, daß der Kurfürst geheime Besprechungen gepflogen. Der Kurfürst, erklärte ich der Frau Wiegand, wird Eduards Vorschläge schon annehmen, daran zweifle ich gar nicht; aber er wird Andere berufen, sie auszuführen, und dafür hat sie Wiegand sicher nicht berechnet.

Und nur zu bald zeigte es sich, wie richtig ich den alten Schlaupopf beurtheilt hatte.

Es vergingen noch mehrere Tage in schwüler Besorgniß und Erwartung.

Manche hielten den Kurfürsten in diesen Tagen, während die preußischen Truppen an den Grenzen standen, zu den „tollsten Streichen“ für fähig, wenn er gerade ein willfähriges Werkzeug fände. So schlimm sah ich nun zwar die Dinge nicht an; allein zu einiger Vorsicht ließ ich mich doch bereden. Am Sonnabend dem 21. suchte ich wirklich einen der geheimen Schlupfwinkel auf, in denen ich mitunter übernachtete.

Hier erhielt ich am Sonntag Morgen eine flüchtig-verstohlene Abschrift von den wichtigsten Bestimmungen einer kurfürstlichen Verordnung. Ich erkannte sofort den Geist Wiegands, eine Arbeit, wie ich sie längst gefürchtet hatte, ein Werk der abgeseimtesten Berechnung und Schlaueit, dergestalt, daß alles Wesentliche — außer der eigentlichen Verfassungs-Herstellung — zwar zugesichert zu sein schien, in Wahrheit aber Alles dem Gutfinden der Regierung oder vielmehr des Ministers vorbehalten war. Als ich später einmal den alten Freund auf sein Werk hinwies, meinte er lachend: ja

ich hatte das ja nicht für Andere erdacht! womit denn freilich die ärgste Verurtheilung des Erlasses ausgesprochen war.

Der Kurfürst hatte die Absicht Wiegands nur zu gut erkannt und wußte dessen Gedanken vortrefflich auszunutzen.

Die weiteren Vorgänge in Betracht des kurfürstlichen Erlasses entwickelten sich, so viel ich habe feststellen können, wie folgt:

Am 21. Juni, Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, gab die preussische Regierung Befehl zur Truppenconcentrirung an der Grenze; gegen 4 Uhr fand in Kassel die Bildung eines neuen Ministeriums statt. Dies wurde in Berlin gegen 6 Uhr bekannt.

Zur Unterzeichnung der Verordnung konnte sich aber der Kurfürst noch immer nicht entschließen; „die Schweißtropfen standen ihm fortwährend auf der Stirn“. Abends 7 Uhr war die Unterzeichnung noch nicht erfolgt.

Die ersten Abdrücke der Herstellungsverordnung im Gesetzblatte, die von der Polizei in die Wirthshäuser gebracht wurden, sind vom 22. Juni 1862 datirt. Dann aber ward das Datum geändert und der 21. Juni gesetzt. Am 23. brachte der „amtliche Theil“ der Kasseler Zeitung mit der Verordnung zugleich die Kunde von dem neuen Ministerium, nachdem schon Tags zuvor, am Sonntag, ein Extrablatt darüber erschienen war. Der Generalstaatsprocurator von Dehn-Rotzfeler, der Schwager Abéés, war Ministerialvorstand des Auswärtigen und der Finanzen, Regierungsrath von Stiernberg Vorstand des Innern, der vortragende Rath im Justizministerium, Karl Pfeiffer — zur Unterscheidung von den vielen Uebrigen in Kassel, welche den Namen Pfeiffer führen, gewöhnlich „Dreck-Pfeiffer“ genannt — Vorstand der Justiz &c.

Bolmar, der bisherige Minister des Innern, ließ sich pensioniren; Abée, der letzte Minister des Aeußern, und die Uebrigen warteten die Dinge ab, die da kommen sollten.

Der Eindruck, den diese Vorgänge in Kassel und im Lande machten, ist schwer zu beschreiben. Es war ein wunderliches Gemisch von Enttäuschung und Befriedigung, von Wuth und Freude, was die Leute erfüllte.

Anfangs überwog entschieden die Wuth. Der Schwager Abéés, der fast eben so politisch verhaßt war, wie dieser selbst, an dessen Stelle gesetzt. Das erschien geradezu wie ein unerträglicher Hohn! Und zu welchen Bemerkungen Monsieur Dreck-Pfeiffère, wie einst ein französischer Vertreter gesagt haben soll, Anlaß gab, braucht nicht erst angedeutet zu werden.

Allmählich indessen drang doch die Ueberzeugung durch, daß mit der Herstellung der Verfassung von 1831 und des Wahlgesetzes von 1849, sammt der sich daran schließenden sichern und unbeeinflussten Rechtspflege, ein ganz außerordentlicher Erfolg errungen sei, gegen den die Personenfrage klein und unbedeutend erschien; wenigstens war dies die vorherrschende Stimmung, als ich Kassel verließ und von Berlin aus eine Ansprache an das Land richtete. Daß in den „Provisorischen Gesetzen“ und verfassungs-

widrigen Verordnungen ein gräulicher Mißstand übrig geblieben war, daran dachten „die Meisten zunächst nicht“.

Natürlich hatte Graf Bernstorff durch mich und Andere sofort Nachricht von den Vorgängen in Kassel erhalten. Ich selbst reiste schleunig nach Berlin ab. Sogar Wiegand drängte jetzt dazu, war aber noch immer nicht zu bewegen, mir das Concept seines Programms mitzutheilen, so daß ich über Vieles noch fortwährend im Dunkeln blieb. Als ich ihn durch meinen Bruder wiederholt mahnen ließ, meinte er: ich möge mich „hauptsächlich an die Personenfrage“ an „das Formelle“ halten; aus seiner Verordnung seien mehrere Aufhebungen von verfassungswidrigen Erlassen weggeblieben, z. B. in Betreff des Staatsdienstgesetzes, hinsichtlich des dreißigjährigen Alters der Zunftmeister, wegen Wiederverkaufs von Grundeigenthum u. s. w.

Ich mußte fast lachen, als ich dies Verzeichniß meist nichtsagender, bedeutungsloser Dinge las.

Dagegen wurde mir klar, daß man alle bedeutsamen Rathschläge Wiegands nur zu treulich befolgt hatte. Dem Kurfürsten waren die begangenen schweren Fehler nicht entgangen und er wußte sie vortrefflich auszubeuten. Er fühlte jetzt wieder festen Boden unter den Füßen und lachte zu allen nachträglichen Ausbrüchen von Nerger und Enttäuschung.

Was konnte man ihm jetzt noch anhaben? Es war die „Entlassung der Minister“ verlangt worden; dem hatte er willfahrt. Man hatte die Herstellung der Verfassung begehrt; das war geschehen. Ja mehr noch: er hatte auch das Wahlgesetz wieder in Wirksamkeit gesetzt, was der Bundesbeschluß nicht einmal ausdrücklich erheischte. Und außerdem hatte er eine Reihe von Zusicherungen gegeben, gerade wie das „liberale Programm“ sie formulirte, was konnte man mehr verlangen? War es seine Schuld, daß die betreffenden Paragraphen zweideutig und völlig ungenügend waren?

In Berlin wurde auf den 23. große Ministerberathung unter dem Vorstize des Königs anberaunt. Auch der Bundesgesandte Graf von Miedem ward dazu entboten. Er ließ mich am 22. mit dem Ersuchen davon in Kenntniß setzen, ihm über die obwaltenden Zustände, Ansichten und Absichten nach Berlin zu schreiben. Ich erhielt aber den Brief erst in Berlin, wo ich am Morgen des 23. angekommen war und alsbald den Grafen Bernstorff davon in Kenntniß gesetzt hatte. Dieser schrieb am selben Tage, daß er mich am 24. Juni elf Uhr Morgens „mit Vergnügen empfangen“ werde. Hätte er mich Abends oder gar Morgens zuvor empfangen — selbst ohne Vergnügen — so würde mir das ein besseres Zeichen gewesen sein.

Allein, was hätte ich nach den begangenen Fehlern noch rathen können? . . .

Ich sah unser Schicksal voraus: es war ein unabsehbarer Kampf! . . .

Der Beharrlichste und der Entschiedenste bei der Berathung vom 23. Juni soll der König selbst gewesen sein. Sein gerader Sinn ahnte sicherlich, daß noch etwas Faules vorliege; er wollte, daß in Hessen eingerückt werde zc.

Aber die Minister faßten die Sache anders auf und schienen dabei auch das Abgeordnetenhaus vor Augen gehabt zu haben, dem mit einer Geldbewilligungsanforderung zu kommen man sich vielleicht nicht bequem mochte.

Graf Bernstorff empfing mich sehr artig. Er sagte mir allerlei Freundliches über Aufmerksamkeit, Voraussicht, ruhig-politische Auffassung u. Allein, welchen Trost konnte mir das gewähren? Er könne sich meine Auffassung und meine Wünsche denken, sagte er; er selbst sei bei Empfang der ersten Nachrichten, namentlich meines Briefes vom 21. empört gewesen; ich werde aber doch zugeben müssen, daß etwas Tüchtiges erreicht sei. Bei ruhiger Ueberlegung habe er sich sagen müssen, daß man einen Souverän nicht nöthigen könne, ein bestimmtes Ministerium, bestimmte einzelne Personen zu nehmen. Der englische Gesandte z. B. habe schon das bisherige Verlangen ein ganz ungewöhnliches genannt. Alles, was Preußen verlangt habe, sei ja geschehen! Ja, wenn erhebliche Forderungen, bzw. Vorschläge der Herren Loßberg und Wiegand unbeachtet geblieben, da wäre es etwas Anderes gewesen; aber so . . . Den politischen Ruf von Dehns zum Vorwande eines neuen Verlangens zu machen, das sei doch gar zu bedenklich! . . .

Ich bemerkte, daß ich mir das Ergebnis der Berathung vom 23. sehr wohl erklären könne, falls kein weiteres Ziel obgewaltet habe; ich müsse aber doch auf die Natur des neuen Ministeriums aufmerksam machen und dringend wünschen, daß Preußen die Sache dauernd im Auge behalte und der Verfassungspartei auch ferner seine moralische Stütze angedeihen lasse.

„Verlassen Sie sich darauf, das wird geschehen“, erwiderte Graf B. mit Wärme. Ein weiter gehender Plan habe in der That nicht vorgelegen.

Ich entwickelte nun sofort, was noch geschehen müsse, z. B. wegen des Oberappellationsgerichts, der provisorischen Gesetze u. Fast überall war der Graf völlig einverstanden und nur bei einem Punkte bemerkte er mit einiger Zurückhaltung, daß „es so gehen möge“.

Gleich darauf sprach ich auch den Grafen v. Uxedom. Der meinte mit einer gewissen ironischen Heiterkeit: „Ja, wenn die Thür offen ist, kann man sie doch nicht noch einrennen wollen! Man müsse aber die Thür offen halten, über Alles „Buch führen“ u. s. w.“

Die Stimmen der öffentlichen Blätter über die letzten Vorgänge klangen sehr verschieden. Viele waren ärgerlich genug. Ein Leiter der Kölnischen Zeitung meinte aber doch, obwohl das Blatt eigentlich empfohlen hatte, gegen den Kurfürsten zu verfahren, „wie unter Metternich gegen den Herzog von Braunschweig“. — „Sollten die Preußen wirklich in Kurhessen einrücken, so dürfte selbst der vielgewandte Herr Abeken einigermaßen in Verlegenheit sein, die Note, in welcher Grund und Absicht dieses Schritts entwickelt wird, zu stilisiren“.

In Kassel war man noch lange „wie im Fieber“.

Am 24. besprach die amtliche Kasseler Zeitung die Verfassungs-herstellung: Sie rühmte dabei mit Recht, daß „die Vieldeutigkeit des Bundesbeschlusses“ nicht ausgebeutet worden sei, sondern daß man „ein rückhaltloses Eingehen auf den entgegengesetzten Standpunkt einem Amalgam vorgezogen“ habe. In der That verdiente Herr von Dehn-Rotfeller, der überhaupt weit mehr ein gemüthlicher, einsichtsvoller Lebemann war, als ein Fanatiker gleich Bismarck und zum Theil auch Abbe, die vollste Anerkennung, daß er viel klarer und entschiedener austrat, als Mancher erwartet hatte. Wäre Wiegand rücksichtlich der „Provisorischen Gesetze“ und der sonstigen verfassungswidrigen Erlasse mit offener klarer Entschlossenheit vorgegangen, so würde ihm v. Dehn auch darin gefolgt sein.

Nicht dem Kurfürsten, nicht den neuen Ministern, sondern einfach und allein dem Verhalten Wiegands und seiner Genossen ist es zuzuschreiben, daß das Ziel des langen Kampfes nicht vollständig erreicht wurde. Jetzt hieß es leider nicht einfach: Sieg! sondern meine nächste Ansprache lautete: „Sieg und neuer Kampf!“

Und dieser Kampf dauerte fort bis 1866, bis — zur Einverleibung! Und die Klagen über die „Provisorischen Gesetze“ hörten auch dann noch nicht auf! Eines der verwerflichsten derselben besteht sogar noch bis auf den heutigen Tag; die einmüthigen, wiederholten Anregungen der hessischen Abgeordneten sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, dasselbe aus der Welt zu schaffen.

Am heitersten war der Kurfürst. Er hatte sein wohlverdientes Vergnügen, alle Welt hinter's Licht geführt zu haben, hielt wiederholt große Tafel und befahl Herrn v. Loßberg zum Dienst, als wenn nicht das Geringsste vorgefallen wäre. Als sich Loßberg einst über die erfahrene hinterhaltige Behandlung beschwerte, soll er mit lächelnder Miene erwidert haben: „Ach! wenn Coup machen will, nicht vorher Alles sagen können“.





Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht“.

Die beiden Theile des „Faust“ mit den Vorspielen sind in der Einrichtung von Otto Devrient, nachdem sie schon vor längerer Zeit an der berufensten Stätte: auf der Bühne des Großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar, unter der Oberleitung des General-Intendanten Freiherrn von Loën, zur Aufführung gekommen waren, im Juli dieses Jahres nun auch am Victoria-Theater zu Berlin in einer stattlichen Anzahl von Wiederholungen dargestellt worden. Der Erfolg, der sich namentlich während der letzten Aufführungen gesteigert hat, ist auch in Berlin als ein glänzender zu bezeichnen.

Diese Thatsache erscheint mir wichtig genug, um im Anschluß an die Devrient'sche Arbeit*) die für die Bühnenbearbeitung wesentlichen Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, das auf diesem Gebiet schon Geleistete zu prüfen und die von Andern formulirten Vorschläge**) in Erwägung zu ziehen; zu untersuchen, wie der „Faust“ bühnentechnisch für die Bedürfnisse der Scene zu behandeln und in welcher Weise die unerläßlich nothwendige Bearbeitung der Dichtung am zweckmäßigsten vorzunehmen sei. Nachdem, mit einem Worte, nun erwiesen ist, daß das Gesamtwerk „Faust“ auf der Bühne dargestellt werden könne, soll aus der gewonnenen Anschauung weiter untersucht werden:

*) Goethes „Faust“ als Mysterium in zwei Tagewerken für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchhandlung. 1877.

**) Eine „Faust“-Trilogie. Dramatische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin. Gebrüder Paetel. 1876.

Karl Frenzel: Berliner Dramaturgie. Hannover. Karl Rümpler. 1877. 2. Band: „Die Faust-Aufführungen in Weimar“.

wie der „Faust“ wohl am besten aufzuführen sei? Führt uns diese Untersuchung durch das Hervorheben der guten Eigenschaften der Devrient'schen Bearbeitung und durch das Aufdecken ihrer Mängel dem ersehnten Ziele: einen festhaften Gesamt-„Faust“ für unser Theater zu erringen, auch nur um einen Schritt näher, so ist die auf die Erörterung der einschlägigen Fragen verwandte Mühe keine verlorene gewesen.

I. Die Dichtung als „Mysterium“ und die sogenannte „Mysterienbühne“.

„Ein Mysterium in zwei Tagewerken“ nennt Otto Devrient den „Faust“ in seiner Bearbeitung.

Weshalb ein „Mysterium“? Goethe nennt den „Faust“ schlechtweg eine „Tragödie“, und das könnte allenfalls genügen. Er sucht nicht den barocken, zu Mißverständnissen herausfordernden und für die Abendvorstellungen beinahe komisch wirkenden Titel „Tagewerke“ hervor; er spricht einfach von „der Tragödie erstem und zweitem Theil“. Man hätte es wohl ruhig dabei bewenden lassen dürfen.

Aber nicht bloß dem Titel, auch dem Wesen nach soll Goethes „Faust“ ein „Mysterium“ sein.

Devrient führt für seine Auffassung die Thatsache an, daß der „Faust“ im Himmel beginnt und abschließt, nachdem die Handlung auf Erden und in den höllischen Regionen des nordischen Mittelalters wie der griechischen Antike sich bewegt hat. Diese Folgerung erscheint denn doch etwas gewagt. Ein decoratives Phantasiemalder wird dadurch noch nicht zu einem Heiligenbilde, daß es mit diesem den Goldgrund gemein hat; und die „Faust“-Tragödie wird durch den Prolog und Epilog im Himmel, durch die Hexenküche und die Walpurgisnächte noch nicht zu einem geistlichen Schauspiel, zu einem „Mysterium“. Devrient sagt in seiner Einleitung, daß Goethe die Sage „zum wahren Mysterium gestaltet habe, indem er dem Stücke den symbolisch epischen Charakter jener didaktischen Biographien verleihe“. „Daß wir ein solches und kein modernes Theaterstück erwarten sollen, verheißt das Vorspiel auf dem Theater zwischen Dichter, Theaterdirector und lustiger Person“. Aber gerade das Vorspiel, auf das sich der Bearbeiter beruft, scheint mir mit den klarsten Worten das Gegentheil zu beweisen. Die Charakterisirung des aufzuführenden Stückes durch den Director im Vorspiel:

„Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß auch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht,
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpfücken“;

und die Charakterisirung des Publikums:

„Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerichlimmste bleibt,

Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
 Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
 Und Neugier nur beslügelt jeden Schritt;
 Die Damen geben sich und ihren Fuß zum Besten
 Und spielen ohne Gage mit" . . .

— diese Worte scheinen mir doch recht deutlich darauf hinzuweisen, daß wir zu einem recht modernen Theater geladen werden und ein Stück zu erwarten haben, wie es auf der modernen Bühne gegeben wird.

Indessen, weswegen sollte „Faust“ nicht ein „Mysterium“ sein? So gut wie ein geistvoller Kopf aus dieser Dichtung erweisen könnte, daß sie ein phantastisches Ausstattungsstück, ein bürgerliches Trauerspiel, eine philosophische Dichtung, eine Satire in Dialogform, das Drama *κατ' ἐξοχήν*, und sogar in seiner gewaltigsten Bedeutung, oder überhaupt gar kein Drama sei, ebenso gut könnte man auch ein Mysterium in die Dichtung hinein- und dann wieder aus ihr herausinterpretieren. Die Dichtung ist eben so umfassend, so großartig ungebunden, daß ein Jeder, den es gelüstet, sie zu zerpfücken und das Stück in Stücken zu betrachten, aus jedem derselben sich heraussüßeln kann, was er gerade mag. Nur scheint mir die Frage klein für jeden,

„der weit entfernt von allem Schein
 Nur in der Wesen Tiefe trachtet“.

Die Goethesche „Faust“-Dichtung läßt sich in keine geschlossene Rubrik einreihen. Sie ist eben die „Faust“-Dichtung, die einzige, die allumfassende, die alle Gattungen in sich aufgenommen hat. „Ein Geisteswerk von solcher Tiefe der Conception, solcher Breite der Ausführung, solcher Höhe der Tendenz“, sagt Dingelstedt, „kann sich in eine der bestimmten bestehenden Kunstformen nicht einzwängen“. Goethe hat daher den weitesten Begriff gewählt und sein Werk einfach eine „Tragödie“ genannt, ohne von dem philisterhaften Bedenken beschlichen zu werden, daß Mephisto, Marthe, die Studenten, die Spaziergänger u. d. reinen Lustspielsphäre angehören.

Man sollte mit solchen Correcturen der Dichter recht vorsichtig sein. Ein Augenblick ruhiger Ueberlegung müßte dem Einrichter oder Bearbeiter doch sagen, daß Goethe, der ein voll ausgelebtes Menschenleben an diesem gigantischen Werke gedichtet, wohl Alles, was Menschenwitz zu ersinnen und Menschenkraft zu leisten vermögen, erschöpft hat, und daß ihm, wenn er das Werk als ein „Mysterium in zwei Tagewerken“ sich vorgestellt hätte, gewiß auch der Einfall gekommen wäre, diese Beziehung anstatt der von ihm gewählten: „Der Tragödie erster und zweiter Theil“, anzuwenden.

Indessen acceptiren wir meinethalben einstweilen das Debrient'sche „Mysterium“, das sich ja vielleicht vom Standpunkte der Bühnentechnik aus besonders empfehlen wird.

Da ist zunächst mit wärmstem Lobe anzuerkennen, daß Debrient die horizontale Dreitheilung der Bühne für unsere moderne Scene in Anwendung gebracht hat. Das ist ein sehr glücklicher und fruchtbarer Gedanke, der dem Regisseur zu hoher Ehre gereicht. Die Erfindung dieser Bühne

ist nicht von ihm; sie ist aber auch nicht, wie wir gleich sehen werden, eine Erneuerung der alten Mysterienbühne. Sie ist die praktische Durchführung eines von Otto Devrients Vater, von Eduard Devrient, phantasiereich entworfenen Bühnenplanes, der seitdem ziemlich allgemein als der Plan der alten Mysterienbühne gegolten hat.

Otto Devrient, der Sohn, hat sich durch die Worte seines Vaters Eduard anregen lassen, daß die eigenthümlichen, freien Formen des Mysteriums einen Reichthum an Tiefsinn und Humor in sich schließen, welcher hoffentlich für das deutsche Drama nicht für immer verschüttet liegt. Nach Eduard Devrient*) wäre die Construction folgende gewesen: „Im Hintergrunde eines breiten und wenig tiefen Podiums erhob sich eine Emporbühne von drei Stockwerken. Die beträchtliche Breite derselben wurde durch zwei Pfeiler gestützt, wodurch in allen drei Stockwerken drei gleiche Abtheilungen entstanden, jene loges, wie die Franzosen sie nannten. Die mittlere im untersten Stockwerk stellte die Hölle vor. Sie war mit einer Pforte, oft auch durch einen künstlich eingerichteten Höllenrachen geschlossen, der sich von selbst öffnete, um die Teufel aus- und einzulassen. Zu beiden Seiten des Höllenrachsens liefen entweder frei hervorspringende Treppen zum mittleren Stockwerk hinauf oder sie lagen innerhalb der beiden Seitenräume des unteren Stockwerks. — Das mittlere Stockwerk stellte die Erde vor. Die Vorgänge auf derselben standen aber über die Treppe hinab mit der Vorderbühne in Verbindung, disponirten also über sehr mannigfache Räume und Stellungen. Diese Vorderbühne war neutrales Terrain; denn auch die Teufel durften sich darauf aus ihrer Hölle hervorwagen. —

Im obersten, dritten, Stockwerk war der Sitz der Seligen; Gott, Vater und Sohn, die Heiligen und Engel erschienen dort. Dieser Raum brauchte nicht so groß als das mittlere Stockwerk zu sein. Ein flacher Bogen schloß ihn wohl oben ab und vollendete so an dem ganzen Gerüst die Aehnlichkeit mit der Form und Eintheilung der Altarbilder. Zu diesem Himmel führte eine Treppe hinauf . . .“

Um das Gesagte kurz zusammenzufassen: zu ebener Erde die Hölle (Otto Devrient nennt diesen Bühnenraum „Erdgeschoß“), von da führen Treppen zum ersten Stock, der Erde (bei Otto Devrient „Brücke“ genannt), und von da wiederum Treppen zum zweiten Stock, Himmel (bei Otto Devrient „Zinne“ genannt).

Gegen diese Bühne als geistvolle Composition läßt sich gar nichts einwenden: ihr alterthümlicher Werth indessen ist von kundiger Seite nicht bloß bestritten, sondern es ist sogar nachgewiesen worden, daß dieselbe durchaus

*) Geschichte der Schauspielkunst von Eduard Devrient. Leipzig, F. F. Weber. 1848. I. 58.

nicht echt ist. „Eduard Devrients Ausführungen“, sagt Ludwig Traube*), „sind mit großer Vorsicht zu benutzen. Die Phantasie reißt ihn oft mit sich, und was er für schön und passend hält, das glaubt er zwischen den Zeilen der Ueberlieferung lesen zu dürfen. Und so irrt er denn oft. Aber gerade da ist er anregend zu gleicher Zeit. Wenn wir vom kritisch historischen Standpunkt seine Abhandlung über die Mysterienbühne nur verdammen könnten, so verdient sie ungetheiltes Lob von Seiten des Dramaturgen . . . Was wir unter einer Mysterienbühne verstehen, ist mehr eine Devrientbühne. Sie hat mit der, auf welcher wirklich die Mysterien gespielt wurden, wenig mehr gemein als die Mannigfaltigkeit der Schaupläze“.

Da nicht einmal die Sache richtig ist, hätte die alterthümelige Bezeichnung erst recht wegbleiben sollen. Es verschlägt übrigens für die theatralische Wirkung nichts, ob die horizontale Dreitheilung der Bühne die alte Mysterien- oder die neue Devrientbühne ist, ob wir mit Erneuertem oder mit Neuem zu schaffen haben.

II. Wo sich die Devrientbühne bewährt.

Für Einzelheiten werden mit dieser neuen Einrichtung ganz ungeahnte Wirkungen erzielt. Dazu rechne ich — ich spreche einstweilen nur von den theatralischen Intentionen des Regisseurs und nicht von der Verwirklichung, die diese auf der Bühne des Berliner Victoriatheaters gefunden haben; ich spreche auch noch nicht von der literarischen Behandlung des dichterischen Wortes — dazu rechne ich also vor allem den Prolog im Himmel und den Spaziergang im ersten, die Scenen an der Kaiserpsalz im zweiten Theile.

In allen diesen Scenen wird das durch die grandiose Willkür der Dichtung zerstreute vermöge dieser dreitheiligen Bühne gesammelt und zusammengeschlossen. Aufgaben, die sich die Regie bisher als unlösbar vorstellte, finden hier zwanglos ihre Lösung. In das theatralische Chaos kommt Maß und Ordnung. Die gewaltigen Bühnenschönheiten, von denen einzelne wie erratische Blöcke umherliegen, ohne erkennbaren Zusammenhang, ergeben sich nun als Glieder eines einheitlichen organischen Ganzen von einheitlicher und mächtiger Wirkung.

Bei vielen dieser Scenen wird diese Devrient'sche Einrichtung, die ja auf Unabänderlichkeit im Einzelnen keinen Anspruch macht, die der Vollkommenheit und des Ausbaus fähig und bedürftig erscheint, in den großen Zügen maßgebend für die deutsche Bühne werden. Sie erweist sich dem unbefangenen Zuschauer auf den ersten Blick als sinnreich, praktisch und gefällig.

Das gilt vor allem im ersten Theile — ich bleibe consequent bei der alten Bezeichnung, mit den „Tagewerken“ kann ich mich nun einmal nicht

*) Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst. Herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. München 1880. Ackermann. 1. Heft. Seite 63 u. f.

befreunden — von dem Spaziergang, den Devrient ganz meisterlich geordnet hat. Im Erdgeschoß ist der Stadtgraben angenommen, über den ein Steg führt; von diesem führen rechts und links Treppen auf zur unbelaubten Landschaft. Im ersten Stock rechts das Stadttbor mit der Fallbrücke über den Graben. In der Mitte dieses ersten Stockes die Linde und links die Schenke mit Tischen und Bänken. Im obersten Stock erblickt man die mittelalterliche Stadt. — Es dürfte sich vielleicht empfehlen, die Stufen der Treppe theilweise zu bekleiden, es wird viel auf- und abgeflettert, aber das ist eine Kleinigkeit.

An der theatralischen Ausführung, wie sie uns das Victoriatheater geboten hat, habe ich Einiges auszusagen. Wie schon der erste Schauplatz der Mystereibühne, Prolog im Himmel, so leidet auch dieser Spaziergang vor der Stadt an einem betrübenden Mangel: an der Heiterkeit.

Im Prolog wird uns ein gar unerfreulicher Anblick auf die Freuden des Jenseits erschlossen. Von dem matten Graublau des Hintergrundes heben sich die dunkelgekleideten Erzengel zwar feierlich und streng, aber ganz und gar nicht verlockend ab. „Die Racker“ sind, wenn ich es wagen darf, Mephistos frivolen Ausdruck zu gebrauchen, ganz und gar nicht „appetitlich“, weder von vorn noch „von hinten“. Durch die würdige Erhabenheit und die weisevolle Stimmung des Goethe'schen Prologes geht doch ein Zug überlegenen Frohsinns und glückseligen Behagens. Selbst der Herr verschließt sich nicht in den Ernst seiner göttlichen Unnahbarkeit. Er ist, wenn er sich auch das Lachen abgewöhnt, freundlich und von großer Güte und spricht menschlich sogar mit dem Teufel. Diese erhabene Heiterkeit in der Dichtung sollte auch durch das Außerliche der Bühne zum Ausdruck kommen. Die Erzengel sollten in lichten, freundlichen Gewändern anmuthig spielend daherschweben, nicht in ihrer starren, dunklen Unbeweglichkeit dastehen. Sie haben sich ja das Lachen nicht abgewöhnt! Es ist Devrient, es ist nicht Goethe, der Mephisto vom „Gesinde“ sagen läßt:

„Mein Pathos brächte euch gewiß zum Lachen
Wenn ihr euch nicht das Lachen abgewöhnt“.

Bei Goethe setzt Mephisto, ganz im Gegensatz zu der Devrient'schen Abänderung, bei den Engeln sogar die Neigung zu lustigem Spott und Hohn voraus. Vor allem aber hätte der Maler und Beleuchter lustiger vorgehen sollen. Simulich schöne Farben, goldigflimmernder Glanz in hellstem, blendendem Lichte — ich glaube, ein solches Bild wäre dem Himmel, in dem der Prolog spielt, näher gekommen, als der kalte, freudlose, verdrießlich dreinschauende Raum, der uns hier einen Himmel vergegenwärtigt, nicht, wie ihn der heitere Goethe, nein, wie sich ein finstrierer Sectirer ihn vorstellen mag. „Wie die italienischen und spanischen Meister die Himmelfahrt Mariä gemalt haben, so denken wir uns die Scene arrangirt. Engelgruppen, die sich auflösen und in einander übergehen, bald einen lustigen Reigen aufführen, bald in

malerischer Stellung auf Wolken sich lagern, einige mit dem Saitenspiel im Arm, andere Palmenzweige schwingend etc.“

So meint auch Dingelstedt. Ein Bild wie Murillo! Das wäre das Schöne und Richtige.

Dieselben Bemerkungen richten sich auch gegen die übrigens sehr schön gemalten Decorationen des Spaziergangs vor dem Thore. Da fehlt ganz entschieden Licht. Das ist kein sonniger Feiertag im Frühling, kein heittrer Gegensatz zu dem „verfluchten dumpfen Mauerloch!“ „Jeder sonnt sich heut so gern“, sagt Faust. Nun, die Sonne des Victoriatheaters schien sich griesgrämlich hinter Wolken verkrochen zu haben.

Ebenso vollkommen bewährt sich die Devrient'sche Einrichtung in der kaiserlichen Pfalz, die man sich nicht besser inscenirt denken kann. Es wird hier ein wunderschönes Bild geboten, in dem mit künstlerischer Feinheit die zerstreuten Theile der Dichtung wohlgefällig zu einem Ganzen gefügt sind. Die Gruppierung des kaiserlichen Hofstaates, der Carneval, der hier wortlos als Festzug an uns vorüberschreiten muß, das eingefügte Ballet, das Zauber- spiel des Raubes der Helena mit den köstlichen Glossen der Hoffschranzen, endlich die Katastrophe, die Explosion, alles das gelangt hier in vollendeter Weise zur Anschauung. Da wird ein jeder spätere Bearbeiter wohl daran thun, Devrient's verdienstliche und glückliche Arbeit in allem Wesentlichen zu acceptiren. Ueber Einzelheiten läßt sich ja natürlich streiten; aber ich wiederhole: in den Hauptzügen ist diese Inszenirung des ersten Actes des zweiten Theils meisterlich und die Bühnenwirkung ist erstaunlich. Theatralisch steht dieser Auszug in dieser Vorführung auf der höchsten Stufe.

Auch für die räumliche Vertheilung der bunten Scenen auf dem Block- berg erweist sich die von Devrient eingeführte Dreitheilung der Bühne als überaus praktisch. Ich glaube kaum, daß sich für unsere Bühne, so lange man an der jetzt bestehenden Einrichtung der schwerfälligen Decoration festhält, ein besseres Resultat mit diesem vollkommen untheatralischen Theile der Dichtung erreichen läßt, als es hier erzielt ist, wenn auch dieses Resultat in keiner Weise schon als ein befriedigendes bezeichnet werden kann. Meine skeptische Auffassung über die Bühnenmöglichkeit dieses nordischen, wie später des hellenischen Höllenspuks hat sich noch nicht zerstreut.

Der Zuschauer wird in den Erwartungen, die der Leser sich versprochen hatte, grausam enttäuscht. Die Phantasie des Lesers malt sich von diesen Walpurgisnächten ein schauerlich wildes und unheimlich groteskes Bild aus. Man meint, wenn man nun diese tollen Spukgestalten leibhaftig vor sich veranschaulicht sehen, ihr Geheul und Gekreisch vernehmen würde, so müßte einem schier Hören und Sehen vergehen. Der an uns vorüberfahrende Hexensabbath müßte uns blenden, und der wüste Lärm uns betäuben. Die Wirkung aber, die der Zuschauer empfängt, ist eine ganz andere. Die Verse bleiben wegen der Musik, die hier unerläßlich ist, fast durchgängig unverstanden. Selbst bei dem reichsten Aufgebot an Comparserie bleibt das Leistungsmögliche

hinter der Vorstellung, die man sich vor dem wirren Getümmel und dichten Anäuel von Hexen und Hexengenossen macht, weit zurück. Es ist nicht der Blockberg mit der unabsehbaren Höllenschaar, die wir vor uns sehen. Es macht eher den Eindruck eines mäßig besuchten Vergnügungsortes mit einem verunglückten und verregneten nordischen Nummenschanz.

Aus dem Umstande, daß für die wichtigeren Zwiegespräche zwischen Mephisto und Faust die Musik schweigen und die Bühne leer bleiben muß, folgt, daß von einer Continuirlichkeit in der Stimmung nicht die Rede sein kann. Wir vergessen oft vollkommen, daß wir die Walpurgisnacht mitmachen; und von der unheimlich fesselnden Gewalt des Grausigen verspüren wir auch nicht das Geringste. So wie wir den Blockberg auf der Bühne sehen, ist er — ich scheue mich nicht, das richtige Wort anzuwenden — einfach langweilig, und für den geringen Gewinn, der diese Scene der Gesamtheit der Dichtung zuführt, müssen wir mit der Zeit, die wir darauf zu verwenden haben, und mit der Langweile, die uns auferlegt wird, einen viel zu hohen Preis bezahlen.

III. Ueber die Wandeldecoration. Ein Vorschlag zur Güte.

Ob sich durch eine andere scenische Einrichtung ein besseres Resultat, eine stärkere Wirkung erzielen läßt — ich weiß es nicht. Ich bezweifle es sogar, wie ich schon sagte, so lange man an der bisher fast ausnahmslos geltenden Vorkehrung der während des Actes unbeweglichen und unveränderlichen Decoration festhält. Ich habe aber schon wiederholt darauf hingewiesen, und veräume keine Gelegenheit, um immer auf's Neue die Aufmerksamkeit der Bühnentechniker darauf hinzulenken: daß die moderne Bühne hier noch eine Aufgabe zu lösen hat, an die sie, die sonst so gern experimentirt, mit einer mir ganz unbegreiflichen Scheu bisher noch gar nicht sich herangewagt hat.

Seitdem unser Auge durch prachtvolle und künstlerische Inszenirungen verwöhnt worden ist, hat man bei allen jenen Stücken, welche einen häufigen Decorationswechsel erheischen — und das sind zufällig gerade die dramatischen Meisterwerke, die Werke Goethes und Shakespeares in erster Linie — stets denselben Schwierigkeiten fast rathlos gegenübergestanden. Bei unserer complicirten und schwerfälligen Bühne ist, wenn unseren Ansprüchen genügt werden soll, ein jeder Scenenwechsel eine gar mühselige und zeitraubende Arbeit. Man hat einsehen müssen, daß es geradezu unmöglich ist, das Werk des Dichters auch scenisch in seiner Integrität zu erhalten. Dieser wechselt in einem Aufzuge den Schauplatz fünf, sechs, zehn Mal, und diesem Sturm lauf in Siebenmeilenstiefeln vermag die bühnentechnische Schnecke nicht zu folgen. Denn die Bühnentechnik soll ja für eine jede Scene ein möglichst fertiges, möglichst künstlerisches, möglichst wohlgefälliges Bild herstellen, wie es dem raffinirten Geschmacke und den verwöhnten Ansprüchen des heutigen Publikums behagt. Und das erfordert, selbst bei der größten Vollkommenheit der scenischen Maschinerien, zum Mindesten viel Zeit und läßt sich auch aus

räumlichen Gründen bei der Bauart fast aller unserer Bühnen unter den günstigsten Voraussetzungen nur mit Mühe und Noth, bisweilen aber gar nicht herstellen. Wo sollen denn all die Versatzstücke, die Prospective und Seitendecorationen, die Möbel und Requisiten in der gebotenen Eile untergebracht werden?

Um nun der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten doch ungefähr Herr zu werden, hat man sich also zunächst daran gemacht, sich das Werk des Dichters auf die Möglichkeit der scenischen Vereinfachung anzusehen. Erfahrene Bühnenleiter, die glücklicherweise zum Theil auch feinfühligere Dichter sind, haben also aus der Dichtung Scenen beseitigt, das Unentbehrliche daraus in andere übertragen, Scenen umgestellt, miteinander verknüpft &c. — kurz, sie haben das ungebundene dichterische Werk in die feste Form unsrer Bühne eingezwängt und so darstellungsmöglich gemacht. Für die Bühne „Bearbeiten“ oder „Einrichten“ nennt man diese undankbare, mühselige, nothwendige, aber immerhin bedauerliche Arbeit, die sich durch die kühnen, theilweise auch gelungenen Wagnisse, namentlich Franz Dingelstedts, in unsern Tagen zu einer selbständigen dichterischen Specialität, zu einer posthumen Mitarbeitung an den Klassikern herausgebildet hat.

Wenn auch noch so scharfsinnig, pietätvoll und geistreich — mißlich bleibt diese Arbeit immerhin. Und Leute wie Laube und Dingelstedt werden selbst die Ersten sein, um anzuerkennen, daß es ein Segen wäre, wenn die Bearbeitungen und Einrichtungen, da sie sich nun doch einmal nicht ganz beseitigen lassen, und da die unversehrte Erhaltung des dichterischen Urzustandes auf der Bühne ein frommer Wunsch bleiben wird, wenigstens erheblich beschränkt werden könnten. Ich glaube nun, daß sich dies durch eine scenische Neuerung allerdings erreichen ließe.

Selbst in den besten Bearbeitungen kann der Scenenwechsel während des Actes natürlich nicht vermieden werden. Es ist nothwendig, daß die Bühne mehrfach innerhalb eines Aufzuges verwandelt wird.

Die Verwandlung kann bekanntlich nur auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: bei offener Scene und bei der durch den sogenannten Zwischenactsvorhang dem Auge des Zuschauers geschlossenen Scene.

Diesen Zwischenactsvorhang halte ich für durchaus verwerflich, für eine der bedauernswerthesten theatralischen Errungenschaften der Neuzeit. Er zerhackt die Acte in Acte, er zerstört die organische Gliederung des Kunstwerks. Wenn der Vorhang fällt, so ist der Act aus; ob die Farbe des Vorhangs nun grün oder roth ist, das thut nichts zur Sache. Wird er wieder aufgezogen, so beginnt eben ein neuer „Aufzug“, wie schon das Wort sagt.

Das geringere der Uebel ist also die Verwandlung bei offener Scene. Aber auch diese hat ihr Bedenkliches. Durch den plump und träge arbeitenden Apparat unsrer Bühne hat die gewaltsame Besetzung des hinteren Prospectes, ob er nun als neuer Prospect vom Schnürboden oder als alter Prospect in die Versenkung herunterraffelt, oder sich theilt, — hat ferner das Abräumen

der Bühne durch das Personal und das Herbeischaffen des neuen Materials immer etwas Zerstreundes.

Neuerdings ist auch hier, namentlich in den sogenannten „Ausstattungsstücken“ eine Vervollkommnung eingetreten. Anstatt den neuen Hintergrund mit Geräusch herabzulassen oder den alten aufzuziehen oder bei Seite zu schieben, läßt man den letzteren langsam aufsteigen und leitet ihn durch eine verbindende Malerei zu der neuen Decoration hinüber, so daß der sich nun entrollende Schauplatz gleichsam aus dem Boden aufzusteigen scheint. Man wird also nicht brutal von dem einen Platze fortgerissen und unvermittelt auf einen anderen hinübergeschleudert; der Zuschauer wird allmählich von dem einen auf den anderen Schauplatz hinübergeführt. Während dieses sanften und sachten Ueberganges, während das Auge dem langsamen Wechsel des Ortes der Handlung folgt, wandelt sich auch die Stimmung gemächlich. Man wird auf das Neue vorbereitet, ohne die Fühlung mit dem Alten zu verlieren.

Ich glaube somit, daß diese scenische Vorrichtung: die sogenannte Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen der Veranschaulichung des dichterischen Werkes am nächsten kommt; und ich habe die Ueberzeugung, daß die allgemeine Einführung dieser Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen für die Darstellung aller Werke mit häufigem Scenenwechsel, für die Shakespeare'schen und Goethe'schen Dramen ganz besonders, noch ganz ungeahnte Wirkungen ergeben wird. Die Zukunft der Inszenesetzung der klassischen Dramen liegt meiner festen Ueberzeugung nach in der Einführung dieser Wandeldecoration, und deswegen wird dieselbe, wie ich glaube, auch nur eine Frage der Zeit sein. In einem Jahrzehnt wird man kaum noch begreifen, wie man sich ohne dieselbe hat behelfen können. Und wenn man lesen wird, daß zwischen den einzelnen Scenen die Wegräumer auf der Bühne erschienen sind, und daß eine Decoration unvermittelt und gewaltsam einen anderen Platz gemacht hat, so wird man lächeln, wie wir jetzt schon lächeln, wenn wir daran denken, daß Molières Werke zuerst bei Talglichtern, die während des Spiels geschnäuzt wurden, aufgeführt worden sind.

Um die technische Ausführbarkeit dieser Reform bekümmere ich mich nicht, weil ich weiß, daß die Technik damit fertig werden wird, sobald einmal die Nothwendigkeit anerkannt worden ist. Unsere theatermaschinistischen Meister, die die alltäglichen Wunder der Natur, sowie die Wunder, welche die Naturgesetze durchbrechen, täuschend nachahmen, die scheinbar die Schwerkraft aufheben, unsere Ballerinen fliegen und unsere Sängerinnen schwimmen, die Sonne scheinen, den Regen herabströmen und die Blumen aufsprießen lassen, werden schon Mittel und Wege finden, um die Wandeldecoration herzustellen. Ob diese vertical aus dem Boden aufsteigend oder horizontal dioramaartig an uns vorüberziehend oder abwechselnd das Eine und das

Anderere sein soll, — das alles sind Nebenfragen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen.

Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Verwandlungen der Seitenwände der allmählichen Verwandlung des Hintergrundes anzupassen wären, und ebenso würde es sich empfehlen, daß die Möbel zc. nicht durch sichtbare Hände beseitigt und herbeigeschafft würden; denn diese Zuträger und Wegräumer haben, wenn sie auch noch so sehr in ein geeignetes Kostüm als Knappen oder Bauern gesteckt werden, immer etwas unwillkürlich komisch Störendes. Aber da giebt es ja tausend Mittel und Wege. Wozu sind denn die Versenkungen da, die bei Feerien immer zur Anwendung kommen? Und was man für die Herren d'Emery und Jules Verne bereits gethan hat, das könnte man in Zukunft doch allenfalls auch Shakespeare, Goethe und Kleist angedeihen lassen.

Abgesehen von dem Vorzug, daß sich bei der Wandeldecoration das neue Bild ohne Störung und ohne Ueberrumpelung stimmungsvoll und stimmungsrichtig aus dem alten herausbildet, gewährt dieselbe den größeren Vortheil, daß der Scenenwechsel beliebig oft vorgenommen werden kann; denn da werden die Verwandlungen schließlich auf eine Frage des Maßes der Leinwand hinauslaufen. Es wird sich nur darum handeln, wie viel Meter mehr oder weniger ab- oder aufzurollen sind. Dadurch aber wäre die Möglichkeit geboten, das Werk des Bearbeiters erheblich zu schmälern und dem dichterischen Werke seine Rechte in weit umfassenderer Weise, als es jetzt möglich ist, zu gönnen. Welchen Gewinn uns das bringen würde, das brauche ich hier nicht zu entwickeln; ich brauche nur darauf hinzuweisen.

Richard Wagner, dem wir so bedeutende Fortschritte in der Nutzbarmachung der modernen Wissenschaft für die Bühne zu danken haben, hat in seiner neuesten Dichtung, „Parsifal“, auch die Wandeldecoration schon vorgeschrieben. Und zu meiner Genugthuung begegne ich auf diesem Wege auch Franz Dingelstedt, der gerade für die Walpurgisnacht — das war der Ausgangspunkt dieses abschweifenden Excurses, den ich mit der Wichtigkeit des Gegenstandes zu entschuldigen bitte — die Wandeldecoration vorschreibt. „Die Naturschreidnisse des Hexenberges, die Stimmen der Höhe und der Tiefe, die wüsten Erscheinungen und Spukgestalten, die Geisterreigen, sie müssen in Verbindung mit einer infernalischen Musik und mit der durch Nacht und Nebel panoramartig dahinfliegenden Decoration einen so gewaltigen Eindruck machen, daß allen Zuschauern schwindlig wird“, sagt Dingelstedt. Den Versuch verlohnt's doch sicher! Denn mit der dreitheiligen Mysterienbühne hat Devrient für dieses Bild die schwindelnde Wirkung, die geboten ist, nicht erreicht.

IV. Wo sich die Devrientbühne nicht bewährt.

Die dreitheilige Bühne hat also, wie ich hier recapituliren will, im Prolog, im Spaziergang und in der Kaiserpfalz ihre Schuldigkeit, in den Walpurgisnächten ihr Mögliches gethan. Anders aber in dem dritten

Schauplatz (im dritten Acte des ersten Theils): Gretchens Haus, Marthens Gärtchen, Kirche 2c. und im ersten Schauplatz des fünften Actes des zweiten Theils: Fausts Palast, Gärtchen der Alten, Meer 2c.

Dramaturgen, die den guten Einfall einer theatralischen Neuerung haben, sind gewissen Ärzten vergleichbar, welche ein neues Heilverfahren erfunden oder acceptirt haben. Der Homöopath will alle menschlichen Gebreche mit seinen kleinen Zuckerkügelchen heilen; der Wasser-Doctor wäscht ab, reibt ab und douchet, was ihm gerade in den Weg läuft; wir haben es erlebt, daß andere Heilkünstler trockene Semmeln als Universalmittel gegen jegliche körperliche Beschwerde anwenden; und um noch etwas tiefer zu greifen, wissen wir, daß Hoff den Malzextract, Daubitz den Kräuterliqueur und Jacobi den Königstrank für untrüglichsie Panaceen halten; der eine elektrisirt die Höllepein uns aus dem Gebein, ein anderer magnetisirt sie weg. In neuerer Zeit hat sich unter den Wissenschaften eine Gilde von Bromkali- und Salicyl-Doctoren gebildet. Alles das verhindert jedoch nicht, daß die Menschen erkranken und leider auch sterben. Es verhindert aber auch nicht, daß unter Umständen kaltes Wasser, Electricität, Salicyl, trockene Semmel und aromatischer Schnaps ganz zweckdienlich und für das körperliche Wohlbefinden förderlich sein können, Aber eben nicht immer! Nur unter Umständen!

Devrient glaubt nun auch, daß er allen Bühnenleiden durch seine Dreitheilung radicale Heilung bringen werde. Und da liegt der Irrthum. So trefflich sich diese Einrichtung für die erwähnten Scenen bewährt, so vollkommen versagt sie an andern Stellen.

Durch seine dreitheilige Bühne hat Devrient die Scenen von der Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Ohnmacht Gretchens in der Kirche in eine einzige allerdings recht complicirte Decoration einzwängen wollen (von Vers 2250—3477)*).

Goethe schreibt für diesen Scenencomplex nicht weniger denn vierzehn verschiedene Verwandlungen vor, nämlich: 1) Straße, 2) Abend, ein kleines reinliches Zimmer, 3) Spaziergang, 4) der Nachbarin Haus, 5) Straße, 6) Garten, 7) Gartenhäuschen, 8) Wald und Höhle, 9) Gretchens Stube, 10) Marthens Garten, 11) am Brunnen, 12) Zwinger, 13) Nacht, Straße vor Gretchens Thür, 14) Dom.

Schon aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, daß hier eine Vereinfachung geboten, und bei näherer Prüfung ist leicht zu erkennen, daß sie auch ohne Schädigung des Dichters möglich ist. Die bisherigen Bühneneinrichtungen haben da schon das Nothwendige gethan, und Devrient hat noch einiges Wünschenswerthe hinzugefügt. Ohne Anstand können die Scenen: Garten und Gartenhäuschen, Gretchens Stube („Meine Ruh ist hin“) und Marthens Garten (Vers 3018—3187), und die vier letzten Scenen: Brunnen, Zwinger, Straße und Dom, zu je einem Bilde zusammengefaßt werden. Alle diese

*) Ich benutze für die Citate die Ausgabe von G. von Loeper, zweite Bearbeitung (Berlin, 1879, Gustav Hempel) mit den ausgezählten Versen.

in der Stimmung und in der Localfärbung zum Theil so grundverschiedener und so deutlich bezeichneten Scenen aber, wie Devrient es will, zu einem einzigen scenischen Ganzen mit so und so vielen Schubläden zusammenzunehmen, das halte ich für des Guten zuviel. Das ist über das Gute hinausgegangen, und was darüber ist, das ist vom Uebel.

Sehen wir uns die Decoration an, wie sie Devrient aufbaut; wenn man auch nicht damit einverstanden ist, — sinnreich wird man die Construction jedenfalls finden. Die Devrient'sche Mysterienbühne ist hier etwas freier behandelt. Das bewußte „Loch“ in der Mitte fehlt. Zum Glück; denn man bekommt dies Loch oft genug zu sehen und in allen möglichen Varianten. Der Höllendrachen wandelt sich in Prunkgemächer, in die Sphinxherberge, in den Kanal, in alles Mögliche. Hier ist in der Mitte der Bühne ein Zaun, der Frau Marthens Garten, links vom Zuschauer, von der Straße trennt. Die Bühne ist wieder horizontal in drei Geschosse getheilt.

Links im Erdgeschoß, an der Coullisse steht Marthens Haus, davor ein Thorweg, der von einer hinter der Coullisse gedachten Straße in den Garten führt. Dieser Garten liegt vor dem Hause. Dann kommt also der Zaun (in der Mitte). An diesen schließt sich nach rechts zu die Straße, von der Stufen hinauf zu den oberen Geschossen führen, rechts Gretchens Haus, dessen Erdgeschoß nicht benutzt wird: da ist ein Heiligenbild angebracht, die mater dolorosa, sowie der Brunnen.

Auf dem ersten Treppenabsatz, der sogenannten „Brücke“ ist rechts der Eingang zu Gretchens Hause.

Im zweiten Stock, „Zinne“, links oben über Marthens Hause der Dom, von dem ein Seitenportal mit Vordach sichtbar; davor breitet sich dann nach rechts hinüber der Domplatz aus.

Für den, der den Faust nicht gesehen hat, wird diese Schilderung schwerlich die genügende Anschaulichkeit besitzen. Man braucht sich aber nur die Hauptfachen zu merken: links Marthens Haus mit Gärtchen, hoch darüber der Dom, in der Mitte nach rechts die Straße mit Freitreppe, an dieser Gretchens Haus rechts. Für den Brunnen und das Muttergottesbild sind noch zweckmäßige Plätze gefunden.

In dieser sehr complicirten Decoration können nun freilich alle jene Scenen, von der ersten Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Kirchenscene, ungefähr abgepielt werden, — alle mit Ausnahme der Scene „Wald und Höhle“ („Erhabener Geist“). Diese ist denn auch, um die zeitraubende Verwandlung zu ersparen und den ohnedies schon ungebührlich langen Theaterabend zu kürzen, einfach gestrichen. Meines Erachtens eine Unmöglichkeit. Doch darüber werde ich erst später, nachdem ich die scenisch äußerlichen Einrichtungen abgethan haben und der geistigen Bearbeitung der Dichtung meine Aufmerksamkeit zuwenden werde, zu sprechen haben.

Für das Uebrige hat Devrient nun folgende Anordnungen getroffen: Die Begegnung und das sich daran anschließende Zwiegespräch auf der

Straße, respective auf der Treppe vor Gretchens Hause; da auch der kurze Monolog: „Ich gab' was drum“. Durch Beseitigung der Borderwand von Gretchens Stube, erster Stock, wird dem Zuschauer der Einblick in das kleine Zimmer gewährt. Hier treten nun Mephisto und Faust ein. Im Verhältniß zu dem großen, zu vier Fünfteln nicht benutzten Bühnenraum, ist die Stube Gretchens ein winzig kleines Loch, und von dem reinlichen und anmuthigen Zimmer, das Faust so liebevoll und rührend schildert, bekommen wir so gut wie nichts zu sehen. Da erweist sich zum erstenmale ad oculos die Verwerflichkeit dieser Einrichtung. Wir haben ein volles Anrecht darauf, Gretchens Stube ganz genau zu sehen. Wir müssen mit Faust empfinden: „In dieser Armuth, welche Fülle! in diesem Kerker, welche Seligkeit!“ Wir müssen den ledernen Sessel, den reinlichen Teppich, der über den Tisch gebreitet ist, das Bett sehen; „ein offnes, schmales, keusches, aber veritables Bett“, sagt Dingelstedt. Nur so kommen die unvergleichlichen Schönheiten dieser Dichtung auch bei der Darstellung zu ihrem Rechte.

Wie ist es nun hier? Alle diese Verse werden aus dem Guckloch herausgesprochen. Fausts wohniges Entzücken ist rein unbegreiflich und wirkt komödiantenhast, lügenerisch. Der wahrhaft Ergriffene erscheint hier wie ein sentimentaler Vielsprecher. Und wenn nun Gretchen auftritt und sagt: „Es ist so schwül und dumpfig hie“, so ist das geradezu komisch, d. h. ganz ungehörig. Denn durch die geöffnete Borderwand hat die Luft von draußen, die ja ziemlich kühl ist („Es ist doch eben so warm nicht drauß“) den ungestörtesten Eingang. Und da öffnet sie noch das kleine Fenster, das nach der andern Seite der Straße führt, wodurch ein höchst unangenehmer Zug entstehen müßte. Wir verlangen unbedingt die Wiederherstellung der alten Gretchenkammer.

Marthens Zimmer ist von Devrient cassirt worden. Mephisto überbringt Frau Schwerdtlein die traurige Mär von dem todten Mann, der grüßen läßt, im Garten. Auch das ist nicht richtig. Die ganze Scene hat unzweifelhaft den Duft des spießbürgerlichen Interieurs, nicht Blumenduft unter Gottes freiem Himmel. Wird aber der Garten gelassen, dann muß jedenfalls Marthens Abschiedswort an Mephisto geändert werden. Wenn Marthe zu Mephisto im Garten selbst sagt: „Da hinterm Haus in meinem Garten“, so ist das ein lapsus, der lächerlich wirkt. Und wir treffen ja in der That gleich darauf die partie carrée auf demselben Fleck wieder. Marthe müßte also nun sagen: „Hier vor dem Haus in diesem Garten“ — eine Aenderung, die ich nur als nothwendig bezeichnen will, ohne die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen.

Und nun erscheint eine Veränderung der Decoration als ein dichterisches Gebot. Der Ortswechsel erleichtert der Phantasie des Zuschauers den Sprung über den zeitlichen Zwischenraum. Wir haben Gretchen in Marthens Zimmer mit Mephisto zum letzten Mal erblickt, wir treffen Faust und Mephisto auf der Straße, wir hören, daß das Stelldichein für den Abend vorbereitet ist:

„Heut Abend sollt Ihr sie bei Nachbars Marthen sehen“ — wir vernehmen das erregte Zwiegespräch zwischen den Beiden, und nun, nach abermaliger Verwandlung, finden wir in dem traulichen mit Buschwerk und Bäumen bepflanzten Garten — den wir uns natürlich ganz anders denken, als das nüchterne, stimmungslöse Ding mit dem dürftigen Laubengang, wie wir es hier sehen — nun finden wir Gretchen wieder am Arme Fausts, zwar noch mädchenhaft befangen, aber schon bis über die Ohren verliebt in den Reisenden, der aus Gültigkeit fürlieb nimmt. Da brauchen wir uns nicht anzustrengen, um die Lücken, die der künstlerische Geist des Dichters gelassen hat, auszufüllen. Wir ergänzen ohne Mühe das Folgende: Die Vorstellung Fausts durch Mephisto, die scheinbar gleichgültigen Wechselreden bei der ersten Begrüßung, die allmählich trauliche Annäherung, den Vorschlag zum Ergehen in der lauen Luft des Sommerabends. Treten aber, wie bei Devrient, Marthe und Gretchen in das Haus, trifft unmittelbar darauf vor diesem Hause Mephisto mit Faust zusammen und schließt sich an diese Scene nach einer kurzen durch Musik ausgefüllten Pause — in diesem Fall erweist sich die vermittelnde Kraft der Musik als völlig ungenügend — der gemeinsame Spaziergang in demselben Garten, der nicht einen Augenblick unserm Gesichtskreise entriickt gewesen ist, so hat die Verliebtheit Gretchens schon beim Beginn dieser Scene etwas Brüsktes, Verlegendes, Unkeusches, das auf den Charakter dieses einzigen Mädchens einen sehr häßlichen Schatten wirft. Hier also muß die Einheitlichkeit der Scene, nach der ja sonst fast immer zu streben ist, unbedingt aufgehoben werden, weil sie hier die Dichtung in ein falsches Licht bringt und die dichterischen Gestalten travestirt.

Aber auch aus andern Gründen scheint mir die Devrient'sche Einrichtung nicht bloß anfechtbar, sondern auch verwerflich. Bei dem beschränkten Raum, der dem Garten hat angewiesen werden können, und bei der Nothwendigkeit diesen Garten auf der einen Seite vom Hause, auf der andern Seite vom Zaun nach der Straße zu abzusperren, ist nur ein Auf- und Abgang für die Paare möglich, links hinter dem Hause. Da müssen die auf- und abtretenden Paare immer zusammentreffen. Es entstehen dadurch höchst fatale Pausen, bis die Einen nach hinten und die Andern nach vorn kommen; es wird alles zerhackt, und der ganze Schmelz, der über der Gartenscene liegt, ist wie geborsten. Und es macht sich außerdem schlecht. Es ist ein beständiges *chassez, croisez!* wie beim *Contre*. Es sieht aus wie ein *Caroussel*, bei dem in regelmäßigen Zwischenräumen immer dieselben Gruppen an dem davorstehenden Zuschauer vorüberziehen. Die bisherigen Einrichtungen dieser Scene lassen auch viel zu wünschen übrig, aber sie sind doch tausendmal der Devrient'schen vorzuziehen. Ich denke mir, daß eine Gartendecoration mit verschlungenen Pfaden, mit dichtem Gesträuch, mit Hecken und alten Bäumen, wo die Paare bald vorn, bald mehr nach dem Hintergrunde zu auftauchen, in der mond-
beglänzten Zaubernacht miteinander schäkern und kosen, den unvergleichlichen Zauber dieser Scene zu reiner, poetischer Wirkung bringen müßte.

Der Zweikampf zwischen dem von Mephisto secundirten Faust und Valentins Tod auf der Treppe vor Gretchens Hause — um den zu Gott eingehenden, braven Soldaten gruppiren sich amphitheatralisch die neugierigen Nachbarn — geben ein packendes, malerisches Bild. Auch der Uebergang vom Tode Valentins zur Kirchenscene wird stimmungsvoll vermittelt. Die Leiche wird unter tiefem Schweigen bei Seite gebracht. Derweil lassen sich von oben her die gedämpften Töne der Orgel vernehmen, und die von dem tragischen Schauspiel noch erschütterte Menge tritt in das Gotteshaus, aus dessen Seitenportal der Lichtschimmer hervorquillt. Vor dem Portale knien einige Gläubige, die Bettler und Krüppel, und von diesen abgesondert hat sich Gretchen niedergelassen. Es ist zwar ungewöhnlich, die schaurige Scene da hoch oben sich abspielen zu sehen, aber hier hat das Zusammendrängen auf den kleinen Fleck der sonst leeren großen Bühne etwas unheimlich Ergreifendes. Es ist ein Effect, der sich mit dem in der Composition Görömes, „Cäsars Tod“, vergleichen läßt. Auf dem Göröme'schen Bilde sehen wir den großen Senatsaal mit seinen leeren Bänken. Alles drängt zur engen Pforte hinaus, bis auf den einen feisten Senator, der alles verschlafen hat. Sonst ist der große Saal wie gesagt schauerlich leer. Und da vorn unter dem umgestürzten Thronessel, von der blutigen Toga bedeckt, der ermordete Weltherrscher allein, grausig in seiner Hülflosigkeit. Aehnlich auch hier. Die Nacht hat ihren Frieden über alles gebreitet. Die Straße liegt im Dunkel, im Garten der Nachbarin tiefe Stille, kein Blättchen scheint sich zu regen, das Wasser gurgelt eintönig aus dem Rohrbrunnen, die schmälenden Mädchen sind verstummt. Nur da oben vor dem Dome ringt ein armes Menschenkind, dieweil die andächtige Gemeinde bei Orgelklang ihre Gebete gen Himmel sendet, gegen die folternden Gewissensqualen. Es ist ein schaurig packendes Bild. Freilich nicht das Bild, das Goethe sich gedacht hat. Goethe hat Gretchen unzweifelhaft in der Kirche und zwar in einer „finsternen Zammercken“ unter Bettlern und Krüppeln angenommen.

Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Aber so wie Devrient die Scene eingerichtet hat, ist sie immerhin von großer und schöner Wirkung.

Die Erfinder und Erneuerer lassen sich auch mit jenem verschlagenen Franzosen in der Scribe'schen Posse „Bär und Bassa“ vergleichen, der dem gelangweilten und dummen Pascha Schahahaham beständig seinen Bären aufbrummen will: „prenez mon ours!“ Der Pascha will sich an Fischen ergöhen: „Nehmen Sie meinen Bären“, empfiehlt der Geschäftsmann. „Nehmen Sie meine Mysterienbühne“, sagt auch Devrient jedesmal, wenn die Bühne ein Begehren hat. Erweist sich diese, wie ich dargethan zu haben glaube, für einige der wichtigsten Scenen als nachtheilig und untüchtig, so wird sie

im Schlußact des zweiten Theils geradezu widersinnig; ich habe vergeblich nach einem milderem Ausdruck gesucht.

Devrient baut die Bühne so: Erdgeschoß: in der Mitte (Loch) der Kanal, links der Faust-Palast mit der Eingangsthür; im ersten Stock rechts das Häuschen und Gärtchen mit der Kapelle von Philemon und Baucis, also der früher exponirte Landstrich, der nun durch Dämme und Dünen gegen das Meer geschützt ist; in gleicher Höhe der Altan von Fausts Palast; im zweiten Stock das Meer!

Das Meer zwei Treppen hoch! der Garten eine Treppe tiefer! Und der Kanal im Erdgeschoß! Der Act spielt also so und so viel Meter unter dem Meeresspiegel, und der Kanal hat trotz des Gefälles die Freundlichkeit, auf der Mitte der Bühne sichtbar auszumünden, und die Wasserwogen des hier zwei Stock höher gelegenen Meeres stürzen nicht nach!

Das sind naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, die sich selbst der duldsamste Zuschauer ohne Noth auf der Bühne nicht gefallen lassen mag!

Und weshalb diese Unmöglichkeit? — Die Bühne muß eben nun einmal bei Devrient ihre drei Stock haben, anders geht's ja nicht.

O doch, es geht anders! Dieses Aufstürmen ist hier nicht bloß sinnlos, es ist auch zwecklos. Die ganze Sache kann sich zu ebener Erde abspielen, am Meeresstrand. Wir brauchen die alten Leute nicht beständig die steilen Treppen klettern zu lassen und brauchen das Meer nicht zu veranlassen, sich gegen die Gesetze der Natur aufzulehnen und als Meer zwei Treppen hoch über dem Meeresspiegel seine Fluthen zu wälzen. Für Fausts Palast, für die Hütte der Alten, das Gärtchen und die Kapelle und für die Fernsicht auf das Meer ist zu ebener Erde Platz genug.

Wenn ich nun den Schluß aus dem Gesagten ziehe, so komme ich zu folgendem Ergebnis. Die Bühneneinrichtung, welche Otto Devrient für die Darstellung des „Faust“ gewählt hat — die von Eduard Devrient, Vater, construirte dreitheilige Bühne, die man schlechtweg die „Mysterienbühne“ nennt, obwohl dieselbe nachgewiesenermaßen niemals eine solche gewesen ist, — diese Bühne erweist sich im Großen und Ganzen als eine geistvolle und vielleicht nicht unfruchtbare scenische Neuerung. Sie erweist sich als zweckdienlich, glücklich und wirksam für einige wichtige Scenencomplexe, die sie sinnig und gefällig zu einem Ganzen schließt. Für eine zweite Gruppe von Scenen erweist sie sich als überflüssig und entbehrlich und für eine dritte Gruppe als durchaus verwerflich, indem sie das, was keinen Zusammenhang hat und keinen Zusammenhang haben soll, dem Geiste der Dichtung zuwider zusammenschweißt und durch die hier nothwendige Beschränkung in der Benutzbarkeit des Theaterraums und die Zusammendrängung des Spielraums auf einen kleinen Fleck das dichterische Bild erdrückt und erstickt und die Stimmung, die der Dichter über die Scene gebreitet hat, aufhebt.

V. Die literarische Behandlung des ersten Theils.

Ich wende mich nun, nachdem ich die scenische Behandlung der Faustdichtung besprochen habe, zu der literarischen Bearbeitung und deren Beziehung zu dem Original.

Devrient beansprucht für die Aufführung des „Faust“ nur zwei Abende. Erster Abend: Vorspiel, Prolog und erster Theil, zweiter Abend: zweiter Theil. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit gewaltsamer Striche, die namentlich für den ersten Theil sehr bedauerlich sind. Außerdem überschreitet die Dauer einer jeder der Aufführungen (vier und eine halbe Stunde) die Grenzen des deutschen Theaterabends sehr erheblich. Gegen den Schluß hin ist die Genußfähigkeit des Publikums fast erschöpft. Und das ist doppelt schade, da gerade die letzten Acte — Kerker-scene im ersten, Fausts Tod im zweiten Theil — auch als Bühnenwirkungen zu dem Ergreifendsten und Gewaltigsten gehören, was die dramatische Dichtung aller Länder und aller Zeiten aufzuweisen hat.

Dingelstedt und Frenzel, die diese Uebelstände erkannt haben, empfehlen daher die Dreitheilung, und diesem Vorschlage schließe ich mich an. Dingelstedt beginnt, nach Beseitigung des Vorspiels auf dem Theater, mit dem Prolog im Himmel und schließt den ersten Theil mit dem Monodram Faust: „Die Thräne quillt“. Der zweite Abend umfaßt bei ihm das Drama vom Osterspaziergang bis zum Schluß des ersten Theils der Dichtung, der dritte Abend den bühnengemäß umgearbeiteten zweiten Theil.

Frenzel hält das Vorspiel auf dem Theater aufrecht, bringt dieses, den Prolog im Himmel und den ersten Theil bis zum Aufstiegen Fausts und Mephistos aus dem Studirzimmer: „Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf“, am ersten Abend; am zweiten: Auerbachs Keller, die Hexenküche und die Gretchenragödie bis zum Schluß; am dritten den umgearbeiteten zweiten Theil.

Ich meinerseits möchte den ersten Abend noch weiter ausdehnen. Ich würde vorschlagen, an diesem die beiden Vorspiele und das Drama bis zu Fausts vollendeter Vorbereitung zum neuen Leben (Hexenküche) zu geben. Da würde also der erste Abend schließen:

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe“.

Der zweite Abend würde die vollkommen einheitlich abgeschlossene Gretchenragödie bringen, mit der Begrüßung: „Mein schönes Fräulein, dürst ich's wagen“, beginnen und mit Gretchens Tode schließen, und der dritte Abend, wie auch die Uebrigen empfehlen, den umgearbeiteten zweiten Theil.

In der Dreigliederung, sei sie nun so oder so, wird Goethes „Faust“ wie ich glaube, früher oder später auf der deutschen Bühne Sitz und Stand haben. In der Devrient'schen Zweitheilung werden schon im ersten Theile

die schmerzlichsten Striche nothwendig, von denen ich nur den einen, den grausamsten, hier anführen will.

Devrient hat, zwar nicht in dem gedruckten Buch seiner Bearbeitung, wohl aber bei der Aufführung im Berliner Victoriatheater die ganze Scene „Wald und Höhle“ (Vers 2168—3017, „Erhabner Geist, Du gabst mir u.“) beseitigt.

Ich habe kein Verständniß dafür, wie sich das mit literarischem Gewissen verantworten läßt. Das heißt doch einen der schönsten Steine aus dem Geschmeide ausbrechen. Das ist Zerstörung, Verstümmelung. Die Wiederherstellung dieser Scene, die bisher immer von dem Rothstifte selbst der pietätlosesten handwerksmäßigen Regie verschont worden ist, ist eine Forderung, auf deren Erfüllung das deutsche Publikum sein gutes, der Begründung gar nicht bedürftiges Recht hat.

Devrient ist, glaube ich, der Erste, der das Vorspiel auf dem „Theater“ auf der Bühne aufgeführt hat; und dafür gebührt ihm der vollste Dank. Dingelstedt will es streichen. Er meint, es habe auf der Bühne keinen Platz und eher eine störende als eine fördernde Wirkung. „Der Zuschauer ist nicht der Leser; er soll nicht hinter die Couliissen sehen, auch nicht in die Zelle des Dichters, nicht einmal in die Werkstatt des Theatermeisters“. Dingelstedt hat Unrecht. Die graue Theorie hat ihn zu dem Irrthum veranlaßt; und um auch einen solchen zu vertheidigen, ist ein geistreicher Mann um Gründe nicht in Verlegenheit. Hätte er die drei Theatermenschen leibhaftig auf den Brettern vor sich gesehen, hätte er selbst die tief sinnigen und launigen Verse vernommen, — diese ars poetica, herrlicher denn irgend eine andre, diesen Katechismus der dramatischen Dichtkunst und des theatralischen Handwerks — er selbst würde der Erste sein, der der Aufführung zustimmte.

Devrient führt uns nun, der Dichtung folgend, in den Himmel. Da stellt sich dem Bearbeiter die erste große Schwierigkeit entgegen: die Frage der Darstellbarkeit des Herrn auf der profanen Bühne. Sie wird von Devrient verneint; und ich glaube mit ihm, daß, abgesehen von allem Andern, kaum die Aussicht vorhanden ist, den Widerstand, den die Staatsbehörde der theatralischen Vorführung des Schöpfers entgegenzusetzen würde, zu brechen. Es muß also eine Ausflucht gesucht, es muß ein bühnenmöglicher Stellvertreter gefunden werden.

Für dieses Amt erwählt Devrient den Erzengel Michael. Daraus folgen aber des Weiteren die leidigen Nothwendigkeiten, daß zur Einführung des göttlichen Procuristen einige Verse eingeschoben und, da die Ich-Form der Rede zu beseitigen ist, die Verse fast durchgängig verändert werden müssen. Das Eine wie das Andere ist gleichermaßen heikel und betrübend. Devrient drängt seinen Michael mit den folgenden Versen in die Goethe'sche Dichtung hinein:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder,
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nahst Du, Geist des Widerspruchs, Dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Bund?“

Das sind doch, wenn ich von der Sache etwas verstehe, recht herzlich schlechte Verse! Das „Niederschweben vom Strahl des Gottesauges“, das „Mengen von Mißlauten in den reinen Bund“, das „Wiedernahen des Widerspruchsgeistes“ — es hat, wie Devrient wohl selbst zugeben wird, mit der Goethe'schen Gedankentiefe und Formenschönheit recht wenig gemein. Es mischt sich, um mit Devrient zu reden, „mißlautend in den reinen Bund“, der zwischen dem Dichter und seinem Volke geschlossen ist.

Und da nun einmal nicht der Herr selbst, sondern Michael für den Herrn spricht, hat Alles, was der Herr spricht, umredigirt werden müssen:

— Kennst Du den Faust?

— Den Doctor?

— Gottes Knecht,

sagt Michael bei Devrient. Und: „Der Herr hat Deinesgleichen nie gehaßt u.“. Das wirkt doch nichts weniger als feierlich.

Es wirkt sogar komisch und erinnert an alle möglichen Theatergeschichten, besonders an die, welche zu erzählen weiß, wie in einer kleinen reisenden Gesellschaft für den fehlenden Darsteller des Attinghausen im „Tell“ Walter Fürst einspringen mußte, der den Uebergang mit den folgenden Worten fand:

Der alte Attinghausen ist nun todt!
Wie gern gedenk ich seiner letzten Worte:
„Hat sich der Landmann solcher That erworben,
Aus eig'nen Mitteln, ohne Hilf der Edlen u.“

bis:

Seid einig, einig, einig!“
So sprach der alte, brave Attinghausen
Dann fiel er in das Kissen jach zurück,
Und dann — o Schmerz, o Schmerz! — dann war er todt!
(Zu Rudenz).

Ihr seid jezt unser Lehensherr und Schirmer . . .

und so weiter im Text!

Viel besser ist die Devrient'sche Bearbeitung dieses Prologs wirklich nicht! Einmal läßt er übrigens doch den Herrn direct interveniren. Die berühmte Wette wird nun natürlich zwischen Michael und Mephisto contrahirt. Aber Mephisto traut dem Frieden nicht recht. Er fragt zur Wolkenhöhe hinan: „Es sei?“ — „Es sei!“ antwortet der Herr in dreistimmigem Gesang. Das Terzett soll auf die Dreieinigkeit symbolisch hinweisen. Nun kann also auch Mephisto den Prolog mit den von Devrient in folgender Weise abgeänderten Versen beschließen:

Von Zeit zu Zeit nah' ich dem Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So gnädig mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Da nun aber der Herr bei Devrient nur die Worte: „Es sei!“ gesprochen hat, so ist die Aeußerung Mephistos über die Herablassung des höchsten Wesens kaum noch berechtigt; und da es nun Devrient doch einmal über's Herz hat bringen können, den genialen dichterischen Humor „So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen“, durch seine prosaische Verphilisterung aufzuheben, so schlage ich ihm vor, den den veränderten Verhältnissen viel angemesseneren Vers an die Stelle des von ihm corrumpirten zu setzen — er lasse Mephisto sagen:

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
Durch Michel mit dem Teufel selbst zu sprechen —

dann ist alles in schönster Ordnung!

Ließe es sich — die Unmöglichkeit der Gott-Darstellbarkeit auf der Bühne zugegeben — nicht besser machen, als es Devrient gemacht hat? Ich glaube: ja. Dingelstedt hat ein Auskunftsmittel erfunden, das unter den Nebeln sicherlich das geringere ist. Er substituirt dem Herrn den Erdgeist; da dieser „sich selbst definirt als die schaffende Potenz der Natur, den Repräsentanten unsres Planeten im Weltall, so kann ihm sowohl eine Stellung über oder unter den Erzengeln, wie der wirksame Einfluß auf menschliche Existenzen, „Geburt und Grab“, übertragen werden“.

Es ist sehr findig, was Dingelstedt hier vorschlägt, und meines Bedünkens so lange nichts Besseres gefunden ist, unbedenklich zu acceptiren. Ich gebe zu, daß dabei ein bißchen Sophismus und ein bißchen Heuchelei mit unterläuft, aber durch die von Dingelstedt vorgeschlagene Umgehung wird wenigstens die Möglichkeit gewährt, den Goetheschen Text nahezu unverfehrt zu erhalten; und das dünkt mich doch das Wesentliche. Weshalb übrigens Dingelstedt dem Mephisto einen „Abgang“ machen will, ist mir vollkommen unklar.

In dem nun folgenden ersten Theil hat Devrient Striche vorgenommen, die einem recht wehe thun: aber eine Auseinandersetzung über die Frage, ob nicht besser manche der von ihm ausgemerzten Stellen zu bewahren gewesen wären und andre, die er erhalten hat, ohne tiefere Schädigung hätten fortfallen können, würde endlos in die Breite gehen. Nach meinen Auffassungen hätte er die ganze Walpurgisnacht, die uns auf der Bühne Alles schuldig bleibt, beseitigen und den dadurch gewonnenen Raum mit Schönerem und Edlerem, das er ausgeschieden, füllen sollen.

Im Uebrigen beschränkt sich die Arbeit Devrients auf einige textliche Veränderungen, die durchweg arge Verschlimmerungen und unbedingt verwerflich sind. Ich stelle ohne irgend eine Bemerkung die folgenden Verse einander gegenüber:

Goethe, Vers 2278 ff.

Mein Herr Magister Lobefan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut:
Wenn nicht das süße, junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Devrient, Seite 73:

„Mein Herr Magister Lobesan,
Das sag' ich kurz und gut Ihn an:
Wenn nicht das süße, junge Blut
Noch heut in meinen Armen ruht,
So sind wir geschieden um Mitternacht“.

Aus diesem Citat ersieht auch der Leser eine besondere Art der Devrient'schen Bearbeitung: Das, was man ironisch als eine „Reinigung“ des Goethe'schen Textes, als eine „Veranständigung“ bezeichnen könnte. Bei Goethe verlangt Faust, daß Gretchen „heute Nacht“ in seinen Armen ruht, bei Devrient kann's auch am Tage sein! „Noch heut“, sagt er discret.

„Ah, la nuit, la nuit, la nuit!“

heißt es in einem französischen Liedchen. Ich wundre mich nur, daß der Bearbeiter in seiner ängstlichen Fürsorge für die Schonung basenhafter und altjungferlicher Zimperlichkeit dem derben Olympier die Freiheit gegönnt hat, Faust das Verlangen aussprechen zu lassen, daß Gretchen „in“ seinen Armen ruhe — „an“ seinem Arme wäre noch unverfänglicher. Ein andermal thut er es wirklich! Ich habe hier unter seiner Regie am Victoriatheater zwei Mal deutlich und von zwei verschiedenen Darstellern, von ihm selbst gehört, es ist also kein Versprechen:

„'s ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding am Arm zu haben“.

Am Arm? Mephisto ist bescheiden, wenn er bloß das Vergnügen ein schönes Mädchen spazieren zu führen, für eine der „größten Himmelsgaben“ hält!

Bisweilen sind diese Veranständigungen bloß burlesk, z. B. wenn Devrient die Goetheschen Verse:

„Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H—, die sind Dein“.

in

„Und Kopf und Sinne, die sind Dein“.

umdichtet; das von Goethe mit dem Anfangsbuchstaben H bezeichnete Wort hat mit den Sinnen doch nicht die entfernteste Synonymität; — bisweilen sind sie unbegreifliche Entstellungen und Verballhornungen. Dafür nur ein Beispiel.

Die Verfluchung Gretchens durch Valentin ist wohl unbestritten eine der ergreifendsten und erschütterndsten Scenen aller dramatischen Dichtungen. Wer da an starken Worten Anstoß nimmt, wer da nicht empfindet, daß jene starken Worte auf den Lippen des sterbenden Bruders der edelste dichterische Ausdruck der Empfindung sind, der lasse sich begraben. Auf die Laffen haben wir keine Rücksicht zu nehmen, und denen brauchen wir den „Faust“ wahrhaftig nicht ohrgerecht zu machen. Die tiefe Verzweiflung des Sterbenden über die Schande seiner Schwester darf keine andere Worte wählen, als die von Goethe gedichteten, die in ihrer Einfachheit Einem durch Mark und Bein gehen:

„Ich sag' Dir's im Vertrauen nur
Du bist nun einmal eine Hur';
So sei's auch eben recht!“

Daß darin eine Unanständigkeit verborgen ist, das habe ich erst aus dem Veranständigungsverfuche gemerkt. Devrient läßt — ihn trifft übrigens der Vorwurf nicht allein, auch andere Bühnen lassen sich diese verwerfliche Zimperlichkeit zu Schulden kommen — er läßt seinen Valentin sagen:

„Ich sag' dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist Du nun einmal doch;
So sei's auch eben recht!“

Damit haben wir in der That viel gewonnen! Daß Gretchen eine „Dirne“ ist, wissen wir ja längst! Fausts erste Worte an Mephisto sind:

„Hör', Du mußt mir die Dirne schaffen!“

Mit demselben Rechte wie „Dirne“ könnte Valentin von Gretchen sagen:

„Ich sage Dir — es thut mir leid:
Du bist nun einmal eine Maid;
So sei's auch eben recht!“

Scheut man davor zurück, das von Goethe gebrauchte Wort auf der Bühne auszusprechen, — mir ist's freilich unerfindlich, was diese Scheu veranlassen kann — nun, dann streiche man auch lieber diese drei Verse zu dem Uebrigen! Besser die Beseitigung als diese verstümmelnde Verunsinnigung.

Herumreisenden Virtuosen hat Devrient das Kunststückchen abgelernt und sich angeeignet, die Stimme des bösen Geistes von Gretchen selbst sprechen zu lassen, den Dialog zu monologisiren, Beschuldiger und Beschuldigte, Anklage und Partei in eine und dieselbe Person zu vereinigen. Ich habe schon früher an einer andern Stelle ausgeführt, wie diese unnatürliche Verbindung in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Sie travestirt die Dichtung und hebt nebenbei auch, indem sie das stumme Spiel Gretchens während der Anklage des bösen Geistes wider sie unmöglich macht, die gewaltige Bühnenwirkung auf. Wie sich ein Dichter-Regisseur diese Scene denkt, mag hier wiedergegeben werden: „Aus der Säule tritt der böse Geist langsam, leise hervor, gehüllt in einen Schleier von derselben Farbe, wie sie die Säule hat: grau. Aber er — (oder richtiger: sie, denn eine weibliche, wenn auch tiefe, metallene Stimme muß sprechen) — sie also steht nicht Gretchen gegenüber, nach der herkömmlichen Anordnung, sondern nach Goethes Vorschrift hinter Gretchen, sich immer tiefer auf sie herabbeugend. So raunt sie ihr halblaut, aber scharf, die von dem lateinischen Texte des Requiems unterbrochenen Donnerworte in's Ohr“.

So sollte es sein, so wie Dingelstedt es vorschlägt! Die Benutzung Gretchens als Sprech-Medium für den bösen Geist gehört in das Gebiet des Spiritismus, nicht in das der dramatischen Kunst.

VI. Der zweite Theil. Vorbemerkungen.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Theil des „Faust“. Es kann mir hier nicht in den Sinn kommen, der Zahl scharfsinniger Commentare und Erläuterungen, welche diese merkwürdigste Dichtung von Seiten der Aesthetiker Dünker, Kuno Fischer, von Loeper, Schnetger, Vischer u. erfahren hat, noch einen neuen Deutungsversuch hinzuzufügen. Ich habe mir ja nur vorgelegt, diesen zweiten Theil als Bühnenwerk und auf seine mögliche Ausführbarkeit hin in's Auge zu fassen. Ich will also berichten, wie Debrient diese Aufgabe zu lösen versucht hat, und welche Vorschläge bezüglich der Aufführung von Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht worden sind.

Zunächst muß constatirt werden, daß bei der Behandlung dieses zweiten Theils ein ganz anderer Standpunkt eingenommen und ein anderes Verfahren eingeschlagen werden darf, als bei der des ersten Theils.

Der erste Theil ist die volksthümlichste Dichtung der deutschen Nation, der zweite die wenigst volksthümliche. Jeder gebildete Deutsche kennt den ersten Theil ungefähr auswendig; eine genaue Kenntniß des zweiten Theils besitzen aber nur die literarisch Eingeweihten der höheren Grade. Der erste Theil ist nationales Gemeingut, der zweite fast nur ein Monopol der Goethe-Specialisten. Der erste Theil gleicht dem Garten vor dem elterlichen Hause, in dem wir als Kinder gespielt haben; wir kennen jeden Weg und Steg, jeden Baum und Strauch, jede Blume und Blüthe, und einer jeden, auch der geringfügigsten Veränderung werden wir gewahr; wir vermiffen die einzelne Rose, die vom Stocke gebrochen ist. Der zweite Theil starzt wie „Wald und Höhle“: in „dumpfem Moos und triefendem Gestein“, — ein unheimliches Dickicht mit bedrohlich aufragenden Baumriesen, die unwirthsam den Eingang zu wehren scheinen. Da muß die Axt heran, um Lichtung zu schaffen. Gewaltige Stämme müssen schonungslos niedergehauen werden; und es läßt uns mehr oder minder ungerührt, denn in den gefälltten Stämmen haben wir keine vertrauten Freunde zu beklagen.

Daß der zweite Theil einer radicalen Umarbeitung bedarf, um für die Bühne geschikt zu werden, ist eine *dira necessitas*, die von Niemandem bestritten wird. Hier handelt es sich nicht mehr, wie im ersten Theile, um die Frage, ob diese oder jene schöne Stelle zu streichen oder zu erhalten sei, hier werden ganze Scenencomplexe ohne Gnade und Erbarmen ausgestoßen werden müssen; und die Opfer an dichterischen Geschöpfen, die dem Nichtheil des theatralischen Bearbeiters unrettbar verfallen, sind nach Duzenden zu zählen. Hier wird gegen den Bearbeiter sich zwar kritischer Widerspruch erheben dürfen; der Pietätlosigkeit aber wird man ihn schwerlich zeihen. Ungleich freier darf er hier mit der Dichtung schalten und walten. Ja, es drängt sich ihm sogar die Nothwendigkeit auf, um die gerissenen Lücken zu füllen, mit einigen Versen ein künstliches Verbindungsglied zu schaffen. Allerdings wird er dafür zu sorgen haben, daß die Zahl dieser eingeschobenen

Flickverse eine möglichst geringe sei und deren Beschaffenheit nicht allzu grell gegen das Goethe'sche Muster absteche.

So haben es die bisherigen Bearbeiter des ersten Theils gehalten und so wollen es auch die thun, welche die Bearbeitung des zweiten Theils beabsichtigen. Beseitigungen, Verschiebungen, Stellvertretungen, Ausfüllungen sind hier die unerläßlichen Mittel zu dem Zwecke: den zweiten Theil bühnenfähig und bühnenmöglich zu machen.

Derjenige, der es unternimmt, dieses Neuland für das Theater urbar zu machen, hat ein hartes Stück Arbeit vor sich, und wenn das Werk den Meister loben soll, muß von der heißen Stirn viel Schweiß rinnen. Aber es steht ihm das tröstliche Bewußtsein zur Seite, daß er nicht auf das Unge- wisse hin arbeitet, daß er ganz genau weiß, was er zu thun hat.

Was hat er zunächst zu thun?

Er hat aus dem Dickicht die anschauliche Bühnenhandlung herauszu- hauen: er hat zu beseitigen, was diese verdunkelt und was den freien Blick darauf erschwert. Er hat mit einem Worte: zu sichten und zu lichten.

Diese Handlung ist da. Und der Zuschauer, dem bisher als Leser des zweiten Theils bei dem Gedanken an die Aufführung ein leichtes Gruseln über den Rücken gelaufen ist, als muthe man ihm zu, eine ganz geheimniß- volle, unverständliche Gespenstergeschichte zu vernehmen, wird ganz erstaunt sein, wenn er sieht, wie sich eine lichtvolle und klare dramatische Handlung auf den Brettern vor ihm abspielt, die in allem Wesentlichen ein reizvolles Widerspiel und eine Parallele zum ersten Theil der Handlung bietet.

Erzählen wir so, dem Goetheschen Originale treu folgend, die theatralisch anschauliche Handlung des zweiten Theils in möglicher Kürze und unter gebotener Beseitigung des Entbehrlichen, Ueberflüssigen, Schwer- oder Unver- ständlichen.

VII. Die Bühnenhandlung des zweiten Theils.

Erster Act. Faust schlummert von Ariel und den Elfen gewiegt auf blumigem Rasen. Bei seinem Erwachen „schlagen des Lebens Pulse“ wieder „frisch und lebendig“. Der erste Theil seiner Lebenstragödie, Gretchen, liegt abgeschlossen hinter ihm; er rüstet sich zum zweiten. Wir sehen die kleine, dann die große Welt, wie es ihm Mephisto nach Abschluß des Pactes zugesagt hatte; und so werden wir denn gleich in der ersten Scene des zweiten Theils — Faust und die Geister als Vorspiel betrachtet — aus der kleinbürgerlichen Welt, in der wir uns bisher mit Gretchen und Frau Marthe Schwerdtlein bewegt hatten, in die große Welt, in den Thronsaal der kaiserlichen Pfalz, zu dem Kaiser selbst geführt.

Die Zustände des Kaiserreichs sind desolat. Es fehlt an der Hauptsache: am Gelde. Von allen Seiten Klagen und Beschwerden. Mephisto, der als Stell- vertreter des unpäßlichen Narren und als Staatsmann, als lustiger wie auch als ernster Rath der Krone, als maître de plaisir und als genialer Reform-Minister

dem Kaiser zur Seite getreten ist, hilft aus aller Bedrängniß. Auf seinen Vorschlag erhält das an sich werthlose Papier durch den Kaiser einen imaginären Werth, und mit dieser neuen Erfindung des Papiergeldes wird das Deficit gedeckt, der rückständige Sold gezahlt. „Im Himmel kann's nicht heitrer sein“, jubelt nun alle Welt.

Und nun, da für das Brot gesorgt ist, soll es auch an heitern Volksspielen nicht fehlen. Die Zeit wird in Fröhlichkeit verthan, und nun feiert man:

„auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval“.

In diesem tollen Faschingsjubel erscheint auch Plutus (Faust), der Gott des Reichthums, des Wohllebens und der Verschwendung, und streut die Papiersegen, die nun Geldeswerth haben, unter die Menge, während der Herold (Mephisto), den Festzug ordnend und erläuternd, vollkommen in seiner Rolle als geistiger Urheber des schalkhaften Nummenschanzes bleibt. Wie die Kneipscene in Auerbachs Keller, so schließt auch die Carnevalscene mit „einem Tropfen Segefeuer“ — mit einem etwas übermüthigen Feuerwerk. Der Kaiser verzeiht das „Flammengaukelspiel“ den neuen Genossen, Faust und Mephisto, die ihn aus den Finanznöthen befreit und dem Hof noch ein höchst belustigendes Schauspiel: die „Geisterscene“ versprochen haben.

Der Kaiser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer so der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen.

Allein die Competenzen Mephistos sind beschränkte; über die schönen und schaurigen Gebilde der hellenischen Mythologie hat der nordische Hexenmeister keine Gewalt.

„Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eignen Hölle“.

sagt Mephisto. Mephisto kann aber dem Faust wenigstens den Weg weisen, der ihn zum Ziele führt. Vermöge des Geisterschlüssels, den Mephisto ihm einhändig, erschließt Faust das Tiefste der Erde. Er dringt vor bis zu dem Mittelpunkt: „in der Gebilde losgebundene Räume;“ und da, im Widerschein des glühenden Dreifußes, „im tiefsten, allertiefsten Grund“ steht er vor den „Müttern“, den Inhaberinnen der Urkraft. Mit dem Schlüssel berührt er nun den Dreifuß, der sich ihm anschließt, und mit ihm steigt er wieder aus den unbetretenen Fernen zur Erdoberfläche auf — nun als Gebieter des Heidenvolkes, das dem Ruf des mit dem magischen Dreifuß Gerüsteten zu folgen hat.

So taucht er auf inmitten der Hofgesellschaft, die in eifrigem Geschwäg auf das verheißene Schauspiel, „Paris und Helena“, wartet; und so beschwört er nun das schönste Weib und den schönsten Jüngling. Und Paris —

„Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar? —“

Da wird Faust von eifersüchtiger Leidenschaft überwältigt. Kein Mensch soll ihm das herrliche Weib rauben. Sich selbst und seine Umgebung ganz vergessend, dringt er mit dem Schlüssel bewaffnet auf die Weiden ein, berührt den Jüngling und will Helena mit Gewalt an sich reißen. Da bricht die Explosion aus. Faust wird bewußtlos zu Boden geschleudert, die Geister gehen in Dunst auf und in „Finsterniß und Tumult“ schließt der erste Act.

* * *

Zweiter Act. Fausts Studirzimmer aus dem ersten Theil. Faust, von Helena paralytirt liegt — noch immer bewußtlos — auf einem altväterlichen Bett. Mephisto erfährt durch Mikodemus, den Famulus Wagners, der nun „Magister und Doctor“ gar heißt, wie dieser letztere die Zeit in dumpfem Brüten verbracht hat. Im allerstillsten Stillen experimentirt der in seinen wissenschaftlichen Grübeleien ganz verstarnte Wagner im Laboratorium:

„Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen“.

Er arbeitet an der Fabrication eines Menschen; er will künstlich die belebte Zelle herstellen; er will den Uebergang vom Anorganischen zum Organischen schaffen.

Bevor sich Mephisto von dem Resultat dieser Experimente überzeugen kann, erhält er den Besuch eines von früher her bekannten Gastes, des „Baccalaureus“, den wir als schüchternen, unerfahrenen und wißbegierigen „Schüler“ im ersten Theile kennen gelernt haben. Der hat sich nun gar herrlich entwickelt! Ein frecher Bursche ist er geworden, der in des bräuchlichen, aber eben darum nicht minder thörichten Wortes wahrster Bedeutung „ausstudirt“ zu haben vermeint. Von den Alten kann er nichts mehr lernen, und „place aux jeunes!“ sagt er mit den französischen Romantikern. Der Baccalaureus meint:

„Hat Einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am Besten wär's, euch zeitig todt zu schlagen“.

Der unerhörten Arroganz gegenüber wird selbst Mephisto ein Weilchen kleinlaut, und im stolzen Selbstbewußtsein zieht der Baccalaureus von dannen, dieweil Mephisto nun an Wagner herantritt, der sein Menschenartefact in der Phiole ausglühen läßt.

Homunculus ersteht. Das kleine Geschöpf wendet sich undankbar von seinem gerührten Schöpfer, Wagner, ab, schwebt zu dem bewußtlosen Faust hinüber und verkündet Mephisto, daß Faust, wenn dieser hier erwache, auf der Stelle des Todes sein werde, daß ihm aber die Umgebung von Waldquellen, Schwänen und nackten Schönen neues Leben bringen könne. Dazu sei die Gelegenheit günstig! Denn juist in dieser Nacht feiern auf den pharfallischen Feldern die klassischen Hexen ihre Walpurgisnacht.

Dahin ziehen denn also auf dem Zaubermantel Mephisto mit dem Ritter Faust, beleuchtet und geführt von dem schimmernden Homunculus. Wagner bleibt bei seinem gelehrten Krimskrans daheim zurück.

Die Scene verwandelt sich. Auf den pharſaliſchen Feldern begegnen wir den Dreien wieder. Der nun erwachte Faust, der von einer unbee-zwinglichen Sehnsucht nach Helena getrieben wird, trennt ſich von den Genoffen und forſcht nach dem herrlichen Weibe, dem er in dem ungeheuren Gewühl von mythologiſchen Geſpenſtern zu begegnen hofft.

Mephiſto findet natürlich wegen ſeiner bekannten Vorliebe für das Gemeine ſofort wieder die allerſchlechteſte Geſellſchaft: die Schreckensgeſpenſter der Lamien und Empuſen und endlich die entſetzlichſte Scheuſalbildung der Phorkyaden, die

„Schwanſarbuen Drilling: Eines Augs Theilnehmende,
Einzahnig“. —

Durch Schmeicheleien gelingt es ihm, die Maſke dieſer ungeheuerlichen Dreieinheit zu gewinnen. Und ſo erwirbt nun Mephiſto, der als nordiſcher Hexenmeiſter in dem klaſſiſchen Spuk nur hoſpitiren durfte, und als frecher Eindringling ſich alle möglichen unangenehmen Behandlungen hatte gefallen laſſen müſſen, nunmehr als klaſſiſch immatriculirter Teufel auch unter den helleniſchen Dämonen zeitweiliges Asylrecht.

Faust auf der Suche nach Helena und Mephiſto als Phorkyas, befähigt, an dem klaſſiſchen Hexenſpuk theilzunehmen, ſomit Helenas Spuren aufzuſinden und Faust zu ihr zu geleiten — das iſt das Einzige, was die Bühne von dieſer ganzen klaſſiſchen Walpurgisnacht gebrauchen kann, die in der Dichtung nahezu 1500 Verſe zählt und von denen für die Bühnenhandlung kaum 150 erforderlich ſein werden — vielleicht weniger, jedenfalls nicht mehr.

* * *

Der dritte Act umfaßt das edle und wunderſchöne Helena-Drama. Die Verſe von zauberhaftem Wohlſlaut, deren kunſtvollendete Nachbildung der antiken Tragödiensprache den nachdenklichen und andächtigen Leſer zum Entzücken hinreißt, ſind leider für den ſchnell eilenden Vortrag auf der Bühne nicht geeignet. Sie verlangen ein langſameres, beſchaulicheres Genießen. Und wieviel Tragödiinnen giebt es denn überhaupt, die dieſe Verſe auch nur ſprechen können — des verſtändnißvollen Eingehens auf den Inhalt und der Befähigung des klaren und logiſch veranſchaulichenden Vortrags ganz zu geſchweigen? Von der Bühne herab werden die Strophen der Helena und ihrer Frauen für uns immer ſchwer verſtändlich bleiben; und wollte man dieſes Helena-Drama, wie es Dingelſtedt verlangt, nahezu ungekürzt aufführen, ich fürchte, auch den beſten Zuhörer würde eine tödtliche Abſpannung ergreifen. Es iſt aber allerdings zu verſtehen, daß ein Mann wie Dingelſtedt, verlockt durch ſeinen literariſchen Feingehmack an der Schönheit der Sprache und an dem wunderlichen Geſchöpfe, „das zwischen Himmel und Erde ſchwebt, zwischen Tod und Leben, zwischen Alt-Griechenland und Neu-Deutschland, zwischen Klaſſik und Romantik“, ein ſolches Verlangen auf eine möglichſt vollſtändige Erhaltung dieſer Goethe'schen Dichtung hat ausſprechen können.

Die bühnenmäßige Handlung dieses Aufzuges, um die ich mich ja hier allein zu kümmern habe, ist die: Phorkyas=Mephisto naht der schönsten Griechin, die von ihren Gespielinnen und Dienerinnen umgeben ist. Durch Phorkyas=Mephisto erfährt Helena, daß ihr Gemahl Menelaos,

„der das nie vergißt,

Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt“, aus Rache nach ihrem Leben trachtet. Ihr erbietet sich in dieser Gefahr ein Retter und Ritter — ein „munterer, fecker, wohlgebildeter Mann“, der der Bedrohten in seiner Burg „so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl“, sicheres Obdach gewähren will. Dem Schutze des Ritters Faust möge sie sich vertrauen. Und als nun wirklich Trompeten in der Ferne das Herannahen der Rächerschaar des Menelaos verkünden, folgt Helena durch Wolken und Nebel dem Führer Phorkyas in eine ihr fremde Zeit und Welt. Der Burghof, umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters, auf die die erstaunten Blicke der antiken Frauen fallen, nimmt Helena und ihr Gefolge auf. Der mittelalterlich romantische Ritter Faust tritt mit ehrerbietigen Worten der holden Königin aus dem klassischen Alterthume entgegen, sich galant entschuldigend, daß ihr kein würdigerer Empfang bereitet worden sei und von der Gebieterin die Bestrafung des säumigen Thurmwächters, der die Meldung unterlassen, erbittend.

Die sich an diese Begrüßung anschließende wundervolle Minnescene zwischen Faust und Helena (III, Vers 868 — 931), von der ein großer Theil erhalten bleiben kann, wird durch den Unheilsboten Phorkyas=Mephisto unterbrochen. Menelaos, so berichtet er, ist den Flüchtigen nachgesezt:

„Das Verderben ist nicht weit.

Menelas mit Volkesswogen

Kommt auf euch herangezogen;

Rüstet euch zu herbem Streit!“

Der Ausbruch zum Kampfe Fausts mit seinen Rittern gegen Menelaos mit seinen Griechen beschließt diesen ersten Theil des Helena-Dramas.

Die unmittelbare Wiederanknüpfung des abgerissenen Liebesfadens, die Wiederaufnahme des verliebten Gefoszes, die Vermählung Fausts mit Helena — die Verbindung des mittelalterlich germanischen und des antik hellenischen Geistes — und die eigenthümlich nervöse, reizvolle und geniale, aber innerlich krankhafte Frucht dieser Verbindung: die Geburt Euphorions, wird sich auf der Bühne nicht wie in der Dichtung ohne einen tieferen Einschnitt an den Ausbruch zum Kampf gegen Menelaos anreihen lassen dürfen. Da ist, wie Frenzel ganz richtig bemerkt hat, eine Pause nothwendig; sonst kommt in diesen schönen Theil des Helena-Dramas auf der Scene eine unerwünschte Komik.

Geht es auch in dieser herrlichen Phantasmagorie, die sich an Ort und Zeit nicht binden will, bunt genug zu, — der herabfallende Vorhang muß der Phantasie des Zuschauers zu Hülfe kommen, um ihm das Entstehen und Aufwachsen des lieblichen Euphorion klar zu machen.

Durch Phorkyas und den Chor vorbereitet, sehen wir dann, wie das glückliche Elternpaar, Helena und Faust, mit Euphorion — aus dem „edeln Zwei“ ist ein „köstlich Drei“ geworden — aus der Abgeschiedenheit hervortreten.

In unbezähmlichem Drange will sich das Kind Euphorion, ohne der Warnung der Eltern zu achten, in die Lüfte schwingen. Der unselige Flug bringt ihm den Tod, und Helena folgt dem geliebten Kinde in die Unterwelt. Nur das Gewand, das das schönste Weib umhüllt hat, bleibt in den Händen des verzweifelten Gatten und Vaters zurück. Die Gebilde des klassischen Alterthums gehen unter, und nun richtet sich auch aus der nutzlos gewordenen Vernummung des Phorkyas Mephisto in seiner wahren Gestalt riesenhaft auf.

* * *

Vierter Act. Ein wehmüthiger Nachklang an Fausts Liebe zu Helena, dem „göttergleichen Fraumgebild“,

„Auf sonnbeglänzten Pflühen herrlich hingestreckt“, erzittert in dem Monolog auf dem Kamme des Hochgebirges. Und kaum ist dieser verhallt, so taucht wie ein Märchen aus alten Zeiten ein selig schwermüthiges Erinnern an das „jugenderste höchste Glück“, an „des tiefsten Herzens frühesten Schätze“, an seine Liebe zu Gretchen wieder auf.

Aus diesen süßen und schmerzlichen Träumereien rafft sich Faust, als der Genosse Mephisto an ihn herantritt, wieder zur That auf. Mephisto ist noch immer weit entfernt, seine Wette zu gewinnen. Noch legt sich Faust nicht beruhigt auf's Faulbett. Sein Streben, seine Thatkraft sind noch ungebroschen.

Welche gewaltige ethische Bedeutung und alles sühnende Kraft Goethe in seinem „Faust“ dem Schaffen, der Arbeit, der That beimißt, werden wir am Abschluß der Fausttragödie am deutlichsten erkennen. So lange Faust wirkt und schafft, ist er nicht verloren, und noch ist das „heiße Bemühen“, von dem Faust schon im ersten Satze des ersten Monologes spricht, nicht erlahmt. Noch will er kämpfen, ja, gegen das Gewaltigste den Kampf aufnehmen. Er, der Mensch, will mit Menschenwerk die zwecklose Kraft unbändiger Elemente besiegen:

„Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herrliche Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinein sie in sich selbst zu drängen“.

Ehe er diesen grandiosen Plan auszuführen vermag, bietet sich seiner Thatenlust und Thatkraft eine andere Befriedigung. Mittlerweile ist es mit der kaiserlichen Herrlichkeit, wie Faust und Mephisto zu Beginn des zweiten Theils sie begründet hatten, in die Brüche gegangen. Zeitweilig hatten sie der reellen Geldnoth durch den „Schein“, wie unsere Sprache mit geistvoller Zweideutigkeit und Doppelsinnigkeit sagt, also durch Schwindelpapiere, durch

die künstliche Anspannung des Credits wehren und das genußsüchtige Volk durch wilde Belustigungen zerstreuen und zur Ruhe bringen können; aber die unerbittliche Wahrheit ist mit der Zeit durchgedrungen. Man hat aus dem „Faust“ nachweisen können, daß Goethe als echter vates, als Dichter und Prophet, die wichtigsten zukünftigen Ereignisse vorhergesehen und vorhergesagt habe. Der Militärschriftsteller hat nachgewiesen, daß die Geister Schlacht in allen Hauptzügen mit einer Entscheidungsschlacht unserer neuesten Zeit vollkommen identisch sei; der Culturkampf ist im zweiten Theil (Scene zwischen Bischof und Kaiser) ganz getreu geschildert, und hier haben wir ein überraschend wahrhaftiges und ähnliches Bild der Napoleonischen Wirthschaft und der Haltung des französischen Volkes unter dem letzten Imperator. Von nun an hört die Uebereinstimmung allerdings auf.

Das Reich des Kaisers kracht in allen Fugen. Es ist zu schwach, um dem Ausbruch der Anarchie zu wehren und dem Umsichgreifen derselben einen Damm entgegenzusetzen. Das brutale Faustrecht herrscht. Die Empörung gegen das Oberhaupt ist riesig angewachsen, und es steht nun die Entscheidungsschlacht bevor zwischen der Rebellion, die einen Gegenkaiser an ihre Spitze gestellt hat, und dem alten angestammten Kaiser, dem Freunde Fausts.

Für diesen letzteren will nun auch Faust wieder eintreten — wohl weniger aus monarchisch legitimistischer Gesinnung, als aus der menschlichen Regung, daß es ihm leid thun würde, wenn sein alter Bekannter Kopf, Krone und Krone verlieren sollte.

„Er jammert mich, er war so gut und offen“.

Und so zieht denn Faust mit Mephisto und der wunderbaren Heeresmacht, die dieser aufgeboden, mit den „drei Gewaltigen“ und dem kaiserlichen Heere als erwünschter Bundesgenosse dem Kaiser zu Hilfe. Die Schlacht bringt diesem den Sieg und dem Aufstande den Untergang. Die in der Dichtung sehr ausführlich geschilderte und von Strategen als ein wahres Kunstwerk gerühmte Schlacht muß auf der Bühne natürlich auf das Unerläßliche grausam zusammengestrichen werden.

Zum Dank für seine waffenbrüderlichen Dienste wird Faust vom Kaiser mit der Seeküste belehnt; und es versteht sich, daß nun auch der Diener der Kirche dem Throne naht, um für die Dienste, die ein Anderer geleistet, den wohlverdienten Lohn einzuheimsen. Das Zwiegespräch zwischen Erzbischof und Kaiser ist die genialste und verwegenste Satire, die über die weltlichen Ansprüche der Kirche geschrieben worden ist. Jeder Satz ist ein bitteres Epigramm, und jede Sentenz hätte während der Zeit des Culturkampfes als wirksames Citat verwerthet werden können.

* * *

Fünfter Act. Nun also hat sich Faust seinem großen Werke hingegeben. Er hat des Meeres Rechte geschmälert und da, wo früher die „zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ geboten, „dicht gedrängt bewohnten Raum“, „Anger, Garten, Dorf und Wald“ geschaffen.

Faust, als Herrscher, hat sich da einen stattlichen Palast errichtet, von dessen weitschauendem Altan aus er mit Stolz das Werk seines Geistes und seiner Hände: das dem Meere abgerungene Land, überblicken kann. In der Nähe des Palastes wohnt ein altes Paar, Philemon und Baucis von Goethe genannt, das schon früher an jener von den Wogen bedrohten Stätte sein Hüttchen gebaut, den kleinen Garten gepflegt und die Kapelle errichtet hatte, in der es „läutet, kniet und betet und dem alten Gott vertraut“. Das „verdammte Läuten“ gemahnt Faust beständig daran, daß er auch hier nicht als unumschränkter Herrscher gebieten darf, daß jene Scholle Erde, auf der Hütte und Kapelle stehen, und die er nun durch Damm und Dünen erst gesichert hat, Anderen gehört. Das verdrießt ihn, und er befiehlt Mephisto, der mit den „Gewaltigen“ von fremden Meeren reiche Schätze heimbringt, dem „widrigen Geklingel“ ein Ende zu machen. Die Alten sollen expropriert und auf ein schönes Gütchen mehr in's Land hineingebracht werden. Mephisto und die drei gewaltigen Gesellen machen aber nicht viel Federlesens mit den Alten. Sie stecken ihnen einfach das Haus über dem Kopf an, und da die unglücklichen greisen Leute nicht rechtzeitig auf Rettung bedacht sind, so finden sie mit dem Wanderer, den sie bewirthet hatten, in den Flammen ihren Tod.

Zwar flucht Faust dem „unbesonnenen, wilden Streich“; die Verantwortung dafür vermag er jedoch nicht von sich abzuschütteln.

In trüber und schwerer Stimmung verbrüht er schlaflos die Nacht. Da umschleichen ihn die vier grauen Weiber: Mangel, Schuld, Sorge und Noth.

Mangel, Schuld und Noth können dem Reichen nichts anhaben, und huschen wieder hinweg. Die Sorge aber spricht:

„Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürst nicht hinein;
Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein“.

In dem schauerlichen und erhabenen Zwiegespräch zwischen Faust und der Sorge entrollt er noch einmal seines ganzen Lebens wunderliches Bild und zieht die Schlüsse daraus. Von der bequemen Bertröstung auf ein Jenseits mag er nichts wissen:

„Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“.

Mit Feiern und Beten ist's nicht gethan, nicht das orare, das laborare ist ihm das Wesentliche, das unbefriedigte, nimmer rastende Schaffen in dieser Welt: die That und Thätigkeit — er kommt immer wieder darauf zurück:

„Im Weiterschreiten find' er Dual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick“.

Gegen die unheimliche Gewalt, die ihn nun bedroht, gegen die Sorge, ringt er rüstig. Er will deren Macht nicht anerkennen; da haucht sie ihn an, und Faust erblindet. Und doch bleibt der Thatkräftige der Sieger in dem Kampfe gegen die stärkere Gewalt des Schicksals:

„Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzubringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht.
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen!“

Und so ruft der Raftlose seine Leute aus dem Schlafe und feuert sie zur Arbeit an. Und als er nun die knirschenden Spatenstiche und das kollernde Aufwerfen der Erdschollen vernimmt, meint er, der nicht mehr sehen kann, daß die segensreiche Arbeit in vollem Gange sei. Aber die Lemuren sind's, welche von Mephisto geleitet, Fausts Grab schaufeln. Der erblindete Faust ordnet noch weise die Arbeit, er schwelgt in dem Gedanken, wie er durch sein Werk den Tausenden Wohnsitze schafft, die nun ihrerseits durch rastlose Thätigkeit sich das einzig menschenwürdige Dasein: in Arbeit und Freiheit schaffen sollen — das Recht:

„Thätig=frei zu wohnen“;

denn nur die unausgesetzte Arbeit, die Thätigkeit — Faust hält daran fest bis zu seinem letzten Athemzuge und fühlt sich am Abschlusse seines Lebens gedrungen, dies immer wieder und wieder auszusprechen, — nur die That soll der Inhalt des Menschenlebens sein, und

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß“, —

Bei dem Gedanken, wie er für diese thätige Menschheit segensreich schaffen und wie er durch sein Beispiel eine „kühn=emfuge Völkerschaft“ zu rastlosem Wirken aneifern werde, empfindet er das höchste Glück. Und da spricht er das verhängnißvolle Wort, das ihn nach seinem Pacte mit Mephisto der Hölle überliefern soll! Da spricht er zum Augenblicke das Wort:

„Verweile doch! Du bist so schön!“

Dem Tode verfällt er dadurch; aber was vermag der Tod dem Manne der That anzuhaben?

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!“ —

Im Vorgefühle dieses hohen Glücks, im edelsten Genusse sinkt Faust entseelt zurück.

Die Lemuren bestatten den Körper, den Mephisto ängstlich bewacht, um die austretende Seele zu erwischen. Er hat doch einige starke Bedenken, ob ihm nun der Gewinn der Wette auch wirklich zugesprochen und der Preis dafür, Faustens Seele, verfallen werde. Aus dem Höllenpufhle beschwört er alle Teufel herauf, um sich die Beute zu sichern; aber das ganze widerwärtige Aufgebot der Höllenfräzen erweist sich ohnmächtig. Milde, verfühnlische Weisen ertönen von oben. Von unsichtbaren Händen gestreut fallen Rosen auf den Leichnam, und trotz alles wüsten Schmälens und Wetterns Mephistos, dessen niedrige Lüsternheit selbst in diesem Augenblicke seiner Bedrängniß durch das erhabene Schauspiel der heranschwebenden Engel entfacht wird, wird Faustens Unsterbliches emporgehoben.

Wir sind an dem herrlichen Finale — der Apotheose, wie man es hat nennen dürfen — angelangt.

Die einfache Beseitigung desselben und die Ersetzung durch ein lebendes Bild halte ich nicht für möglich. Dogmatische Bedenken beschleichen mich nicht. Ob man sich nun das Ende des Faust orthodox-katholisch oder anders denkt — ich habe kein Interesse zur Sache. Die Erlösung, — gleichviel ob eine confessionelle oder confessionslose Erlösung — die den Abschluß bringt und den Ring der Tragödie schließt, will ich nicht bloß sehen, ich will auch die Motivierung, die nach meiner Auffassung ein erhebliches Glied der Bühnenhandlung ausmacht, vernehmen.

Die Engel, Faustens Unsterbliches tragend, schweben heran:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen“.

Durch das ungebrochene Streben, durch das unausgesetzte heiße Bemühen hat sich Faust den wohlverdienten Anspruch auf Erlösung errungen. Dem, der gestrebt, wird das Irren verziehen; und dem, der viel geliebt, wird viel vergeben. Die göttliche Macht ist eben barmherzig und von großer Güte. Und die heilige Jungfrau, die ein Menschenleben gelebt, menschlich empfunden und menschlich geliebt hat, ist milde. Vertrauensvoll und getrost darf Faust zu ihr sich aufrichten:

„Dir der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen“.

Und als eine der Büsserinnen, sonst Gretchen genannt, ihre inbrünstige Fürbitte an die Jungfrau richtet:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getriebte,
Er kommt zurück . . .
Bergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag“ —

wird die rührende Fürbitte erhört, und die Jungfrau versetzt gnadenvoll:

„Komm, hebe Dich zu höhern Sphären!
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach“.

In himmlischem Entzücken birgt Faust sein Angesicht und betet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!“

Gesühnt und gereinigt zieht Faust unter der feierlichen Verkündigung des mystischen Chores in die Seligkeit ein.

Dieses Finale veranschaulicht in großartigster Weise den Grundgedanken der Gesamtdichtung: die heiligende That.

In diesem Brennpunkte sammeln sich alle zerstreuten Strahlen der Dichtung. Das Raften, Verweilen, die Befriedigung, das Faulbett — das ist Tod, das ist Hölle und Verdammniß. Das Streben, Mühen, Schaffen, das Weiterschreiten, die Unbefriedigung, die That — das ist ewiges Leben und Seligkeit.

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan“,

hatte Faust in dem entscheidenden Augenblick der Wette mit dem Teufel gesagt.

Goethe steht also mit seiner Dichtung ganz auf dem Boden des Christenthums: „Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird dem Menschen nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt“. (Matth. 12, 31 und 32). Der heilige Geist, dessen Schändung zu ewiger Verdammniß führt, ist eben das Schaffen selbst. „Der Geist ist es, der da lebendig macht“, sagt Johannes (6, 63).

Wer diese Schaffenskraft nicht nützt, sie in Trägheit verkümmern läßt, wer ohne Streben, sich nicht bemüht, der ist dem Bösen verfallen.

So lange aber der Mensch strebt, ist sein Irren nach der milden Auffassung des Herrn selbst verzeihlich. Und durch das Streben und Wirken und heiße Bemühen, das den Inhalt von Faustens gesammtem Dasein ausmacht, von dem ersten Augenblicke, da wir ihm gegenüber treten, bis zu seinem letzten Athemzuge — durch die That erwirbt er sich die Erlösung, und seine Fehlritte werden gesühnt.

„Am Anfang war die That“,

übersetzt Faust das geheimnißvolle λογος.

„Die That ist Alles, nichts der Ruhm!“

erwidert er Mephisto, der ihn zu schlaffem Wohlleben verleiten will. „Thätig frei zu wohnen“, „kühn=em sig“ gegen die umringende Gefahr anzukämpfen —

„Denn ich bin ein Mensch gewesen

Und das heißt ein Kämpfer sein“ —

das ist für ihn der Menschheit vornehmliche Aufgabe, und in der Lösung dieser Aufgabe hat sich das menschliche Leben zu erschöpfen.

„Ja! Diejem Sinne bin ich ganz ergeben,

Das ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,

Der täglich sie erobern muß“.

Ein solches, von unermüdlicher Thätigkeit ganz erfülltes Dasein ist niemals ein verlorenes. Und mag auch gefehlt, gefrevelt und gesündigt sein, es wirkt segensreich nach auf die Jahrtausende, und seine Spuren werden nicht verweht. Das menschliche Fehlen wird durch die Kraft der Arbeit gesittlicht und erlöst, und selbst die Engel im Himmel verkünden dies trostreiche Evangelium der Arbeit:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen“.

VIII. Die Bühnenbearbeitung des zweiten Theils.

Durch diese eingehende Wiedergabe der Handlung des zweiten Theils des „Faust“, wie sie auf der Bühne zu anschaulicher Darstellung gelangen würde, bin ich schon an die Frage: in welcher Weise sich nun der Bearbeiter zu dieser Dichtung zu stellen hat, herangetreten. Ich glaube, er kann dem Dichter Schritt für Schritt folgen. Er muß zwar oft, fast immer, als Knecht des Theaterpublicums kürzere Wege suchen, als der Dichter in seiner göttlichen Freiheit und Ungebundenheit einschlägt, er braucht aber keine wesentlichen Strecken zu überspringen.

Diesem Princip ist auch Devrient im Ganzen gefolgt. Ich befinde mich daher mit seiner Art der Bearbeitung in der Hauptsache in besserem Einverständnis, als mit den Vorschlägen von Dingelstedt und Frenzel, die aus dem zweiten Theil den zweiten Act, — der erstere nahezu ganz, der andere ganz — beseitigen wollen.

Die erste Verwandlung des zweiten Aufzugs, die Rückkehr in das Studirzimmer des Faust, wollen Beide streichen. Dingelstedt macht dazu allerdings bedauernde Bemerkungen über den dadurch nothwendig werdenden Wegfall der Baccalaureus-scene. Nicht nur um dieses Juwels willen bestehen wir auf Aufrechthaltung des Scenencomplexes im Studirzimmer. Die Fäden, welche den zweiten Theil mit dem ersten verbinden, sind ohnehin spärlich und dünn genug! Und da sollten wir gerade auf die einzig sichtbare Verknüpfung Verzicht leisten? Sollten gerade diese Scene, die einzige, die in einem auch äußerlich wahrnehmbaren Zusammenhange mit dem ersten Theil steht, streichen? Hier allein wird uns ad oculos demonstrirt, daß wir denselben Faust, den wir im ersten Theil gesehen haben, auch im zweiten Theil wieder erblicken. Hier sehen wir das alte Studirzimmer unverändert, wie es unser Auge zu Beginn der Tragödie geschaut hat. Wir sehen dieselben Leute, die es früher betreten haben, diese freilich sehr verändert: den einstens bescheidenen Schüler als arroganten, aberwitzigen Baccalaureus, den quondam grübelnden Famulus als nunmehr überstudirten Dr. Wagner.

Dingelstedt nimmt Anstoß an dem allerdings etwas problematischen Homunculus, der in den Retorten Wagners auf wissenschaftlichem Wege gebildet wird. Man weiß, welche tiefsinnigen Deutungen dieses Menschenartefact schon gefunden hat. Bei Wollheim wandelt sich dieser Homunculus zum jugendlichen Vertreter der Poesie und scheint in Euphorion aufzugehen. Das ist so superklug, daß ich mich damit nicht befassen mag. Wischer hat in seinem köstlichen „Faust, der Tragödie dritter Theil“, diese Homunculusdeutereien in witzigster Weise abgethan. Er läßt Faust bevor er zur Seligkeit aufsteigt, noch einige Prüfungen bestehen, und eine der grausamsten ist, daß er den seligen Knaben beibringen soll, was der zweite Theil des „Faust“, speciell der Homunculus zu bedeuten hat. Faust leistet in ebenso kühnen wie unklaren Unterlegungen das Denkbare und sagt schließlich stockend:

„Es ist, wenn man's bezieht bei Licht . . .“

Einer der seligen Knaben wirft dazwischen:

„Erlaubt, mir scheint, ihr wißt es selber nicht.
Drum laßt mich damit in Ruh!“

Faust (für sich):

„Du ahnungsvoller Schlingel, Du!“

Den Homunculus auf der Bühne lasse ich ohne alle Commentare und Symbole gelten als ein auf chemisch-physikalischem Wege hergestelltes Menschlein; und so hat sich auch seine Darstellbarkeit hier erwiesen. Das leuchtende Männlein in der Flasche, das Faust und Mephisto den Weg zu den pharisaïschen Feldern weist, ist nicht bühnenschwieriger als die Phorkyas und die Lemuren, die wir doch schlechterdings nicht entbehren können. Und sollten wir ohne Noth die geheimnißvoll schöne Wagner-scene („die Glocke tönt, die fürchterliche“) über Bord werfen? Ich stimme mit Devrient entschieden für Beibehaltung des Studirzimmers aus dem ersten Theil, des Dr. Wagner, des Baccalaureus und des Homunculus und finde es logisch und gut, daß diese Scenen auf der Bühne, wie Devrient es eingerichtet hat, den abgeschlossenen, zweiten Act bilden, der nun als adäquates Glied der Parallelhandlung der beiden Theile, gerade wie der zweite Act im ersten Theile, mit dem Aufzug Fausts und Mephistos auf dem Zaubermantel abschließt.

Im Gegensatz zu Frenzel und Devrient will Dingelstedt auch noch dem Euphorion den Garaus machen. Er hält ihn für nicht lebensfähig auf der Bühne. In diesem Punkte täuscht sich Dingelstedt. Die Aufführung auf dem Victoriatheater hat nicht nur die Lebensfähigkeit bis zur Evidenz erwiesen; sie hat auch dargethan, daß diese Episode eine der rührendsten, ergreifendsten und — um ein Theaterwort zu gebrauchen — der effectvollsten des zweiten Theils ist. Ich bin nicht nur nicht für Streichung der Euphorion-scene; ich plaidire sogar dafür, daß die von Devrient sehr gekürzte Scene nahezu vollständig nach der Dichtung wieder hergestellt werde. Scenisch läßt sich diese Episode, wie ich glaube, allerdings noch viel schöner und poetischer darstellen, als wir sie gesehen haben. Frenzel giebt dafür sehr zu beherzigende Winke.

Ueber die kindliche Apterweisheit des ersten Bearbeiters des zweiten Theils, Dr. Wollheim da Fonseca, der Helena mit Gretchen identificirt und demgemäß auch Euphorion für Gretchens ertränktes Kind erklärt, und dies später noch als einen der seligen Knaben im Finale aufmarschiren läßt — wodurch auch noch die heidnische Unterwelt mit dem katholischen Himmel vermengt wird — darüber kein Wort! Dieser Entstellung wäre allerdings noch die von Dingelstedt befürwortete Tödtung bei Weitem vorzuziehen.

Mein principiellcs Einvernehmen mit dem Charakter der Devrient'schen Bearbeitung, die dem Dichter folgt, schließt meine Bedenken über einige Einzelheiten, meinen entschiedensten Widerspruch gegen andre nicht aus. Wenn der erste und zweite Act, Kaiserpsalz und Studirzimmer, ohne erhebliche Veränderungen, so wie Devrient sie bearbeitet hat, acceptirt werden können, so scheint mir der dritte Act, in dem Devrient sehr richtig die klassische

Walpurgisnacht und das Helena-Drama zusammenfaßt, berechtigten Wünschen Raum zu geben und verbesserungsbedürftig zu sein.

Nach meiner Auffassung nimmt bei ihm die klassische Walpurgisnacht, obwohl sie schon sehr erheblich zusammengestrichen ist, immer noch einen viel zu breiten Raum ein. Die Darstellung hat mir die Undarstellbarkeit in dieser Gestalt bewiesen. Ebenso wenig wie der nordische Blockberg den Eindruck des Spukhaften und Graufigen, macht diese klassische Walpurgisnacht den Eindruck des Heiteren, sinnlich Schönen und auch im Häßlichen Großartigen. Es ist auf der Bühne ein langweiliges Ballet mit eingestreuten Gesängern, die nichts zu bedeuten scheinen, und einem verbindenden Text, der unverstanden bleibt. Selbst bei den gedankenreichsten Versen ist man, wenn man sie von der Bühne herab hört, versucht, mit Mephisto auszurufen:

„Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht“,

Von dieser ganzen klassischen Walpurgisnacht wollen wir weiter nichts sehen als Faust, der nach Helena sucht, und Mephisto, der sich von den Phorkyaden die Maske holt, die ihm das Domicil im spukhaften Hellas ermöglicht und ihm gestattet, der Helena zu nahen; — durch alles Andere ein kühner Strich!

Dagegen würde meines Erachtens eine Erweiterung des von Devrient bis zur Unkenntlichkeit zusammengestrichenen Helena-Dramas geboten sein, wenn auch nicht in dem Umfange, wie Dingelstedt es wünscht. Es würde ferner nach Frenzel's Vorschlage zwischen dem Ausbruch zum Kampf gegen Menelaos und der Euphorionscene eine Trennung zu schaffen sein; die Euphorionscene würde ich, wie ich schon sagte, fast unverfehrt aufführen.

Die Geisterschlacht im vierten Act und die Blendung Faust's durch die Sorge können nach meinem Erachten zu einer weit gewaltigeren Wirkung gebracht werden, als dies unter der Devrient'schen Regie geschieht. Wie ich mir das Finale denke, habe ich in dem Berichte über die Handlung schon ausgeführt. Es ist wesentlich kürzer als die Devrient'sche Bearbeitung und enthält die wichtigen Verse, die Devrient dem Doctor Marianus abgenommen hat: Faust's Vertrauen zur Gnade und sein andächtiges Gebet, das ihn zur Seligkeit hinüberführt.

Die Veränderungen, die Devrient im Einzelnen vorgenommen hat sind mannigfacher Art. Von den Strichen, die eine absolute Nothwendigkeit sind, und deren Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit hier unmöglich erörtert werden kann, abstrahire ich. Ich habe hier nur zu untersuchen: a) die Verschiebung der Verse, b) die Vertauschung der Personen, die diese Verse sprechen, c) die Veränderungen des Textes, die auf zum großen Theil zimperliche Bedenken zurückzuführen sind, und d) die eigenen Zuthaten, die ich Zudichtungen nicht nennen mag.

Devrient hat sich mit den Verschiebungen keinen Zwang auferlegt. Er hat in den Goethe'schen Versen, die doch recht wohlgeordnet zu sein pflegen, mit einer Reckheit herumgewirthschaftet, die in ihrer Weise genial genannt werden kann. Ich will nur eine einzige Stelle anführen und nach der Loeperschen Versauszählung die betreffenden Zahlen der Verse hinzufügen. Man wird daraus ersehen, wie Devrient springt: vierhundert Verse vor, wieder zweihundert zurück, wieder zweihundert vor, wieder zweihundert zurück, wie er mit einem Worte: mit Goethe umspringt:

305. Laß du den grauen Kerl nur walten,

306. Und Niemand nimmt dir etwas ab.

Faust.

725. Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften

726. Empfinden sich erstarrt in freien Lüften,

727. Da droben raffelt's, klappert's lange schon,

728. Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.

729. Ganz recht! sie sind nicht mehr zu zügeln,

730. Schon schallt's von ritterlichen Prügeeln

731. Wie in der holden alten Zeit!

526. Hört, wie sie sich voraus erboßen,

527. Blechklappernd aneinander stoßen!

737. Schon klingt das Tosen weit und breit.

Faust.

532. Der Horizont hat sich verdunkelt u.

Ähnliche Beispiele ließen sich verdußendfachen.

Von den Vertauschungen der Personen, welche die Verse sprechen — Mephisto spricht z. B. zu Wagner die Abschiedsworte des Homunculus und im Helena-Drama einzelne Verse des Chors, die sich in seinem Munde seltsam genug ausnehmen — will ich ebenfalls nur ein frappantes Beispiel anführen.

Das Gebet des Dr. Marianus, welches diesem die Seligkeit erschließt — und das ist doch immerhin wichtig genug — dieses Gebet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!“

sprechen oder singen vielmehr bei Devrient die drei Erzengel: Raphael, Gabriel und Uriel. Das ist geradezu sinnwidrig. Denn so wird aus dem erlösenden, inbrünstigen Dankgebet des zur Gnade eingehenden Sünders einer der üblichen Lobgesänge, wie deren die seligen Engel wohl zu jeder Stunde mehrere anstimmen. Dies Gebet des Dr. Marianus Faust giebt uns die Gewähr, daß Gretchens Fürbitte erhört worden ist; es ist der Dank für die schon erwiesene Gnade. „Bleibe gnädig!“ betet Faust. Es ist also von entscheidender Wichtigkeit, daß Faust diese Worte spricht, und es ist unerfindlich, weshalb Devrient diese den Erzengeln gegeben hat.

Die Veränderungen im Texte sind gerade wie im ersten Theil so auch im zweiten zumeist den Wünschen des Bearbeiters entsprungen, den Goethe'schen Derbheiten und Nacktheiten ein süßsam bühnenfähiges Mäntelchen

zur Veranständigung umzuhängen. Auch da sind wie im ersten Theil gar curiose Dinge zu verzeichnen. Auf's Gerathewohl hier einige Beispiele.

Bei Goethe heißt es in der Wagner'scene, Herstellung des Homunculus:

— Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht

— Was giebt es denn?

— Es wird ein Mensch gemacht.

Bei Devrient heißt es:

— Ein herrlich Werk ist hier sogleich gemacht.

— Was giebt's?

— Es wird ein Mensch zu Stand gebracht.

Ich bitte um Verzeihung — er wird nicht „zu Stand gebracht“; er wird in des Wortes reinsten Bedeutung „gemacht“ und zwar auf dem allertrockensten, nüchternsten wissenschaftlichen Wege.

„. . . Wie sonst das Zeugen Mode war,

Erklären wir für eitel Pöffen . . .

Wenn sich das Thier noch weiter dran ergötzt,

So muß der Mensch mit seinen großen Gaben

Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben“.

Dieses Menschlein wird also gerade so gemacht wie irgend eine andere chemische Mischung, und daß Devrient da eine Milderung für nothwendig erachtet hat, beweist bei dem doch sonst so scharfsinnigen Kopfe, daß er das dichterische Wort nicht verstanden hat. Wagner, der eben dem Schöpfer in's Handwerk pfuschen will, sagt auch mit dem göttlichen Urheber aller Wesen und Dinge: „Lasset uns Menschen machen!“ — nicht „zu Stande bringen“. Und somit wird es auch wohl später sein Bewenden dabei haben müssen, daß Wagner sagt: „Es wird ein Mensch gemacht“.

Von den thessalischen Hexen sagt Mephisto „lüstern“, wie es Goethe schreibt, und wie es Devrient ihm auch durchgehen läßt:

„Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,

Ich glaube nicht, daß es behagt . . .“

„Mit ihnen allezeit zu wohnen“,

verfeinert Devrient. Ob's dadurch unverfänglicher wird, — ich weiß es nicht! Aber die Basen, für die Devrient diese Arbeit „zu Stande bringt“ oder, um mit Wippchen zu reden: „verzeihen Sie das harte Wort“ — macht, — die Basen denken sich vielleicht dabei, daß Mephisto bei den thessalischen Hexen eine züchtige Junggesellenwohnung beziehen will, und werden dann beruhigt sein.

Weitaus bedenklicher sind die Zusätze, die — ich bedauere, es sagen zu müssen, durchweg gänzlich mißrathen sind. Um nach dem Abgange des Baccalaureus einen Uebergang zu Wagner zu finden, läßt Devrient seinen Mephisto sagen:

„Allein wo hat der Mann sich hingethan,

Der Fausten zur Genesung helfen kann?“

Ich gestehe, daß ich an dieser Charakterisirung Wagner nie und nimmer erkannt haben würde. Daß dieser, fast bis zum Stumpfsinn überstudirte

Gelehrte Fausten Genesung bringen könne, ist mir etwas Ueberraschendes, und ich finde für diese Auffassung in der Dichtung keinen genügenden Anhalt.

Bald darauf macht Devrient einen andern Zusatz. Es ist ihm augenscheinlich darum zu thun, daß Faust gesundet. Nun hat Mephisto seine Ansicht geändert. Er erwartet nicht mehr von Wagner, daß dieser Fausten zur Genesung helfe —

„Nur bei Helenen kann er uns gesunden“,

sagt er jetzt.

Zwischen dem zweiten und dritten Acte des Originals muß ein Uebergang hergestellt werden. Devrient hat diese Nothwendigkeit erkannt. Mephisto hat die Gestalt der Phorkyas angenommen. Er erlangt in dieser Verhüllung den Zutritt zu Helena. Mit dem Homunculus, der da herumirrt, muß doch auch wieder einmal gesprochen werden. So möge dieser denn später Helena aus der klassischen Walpurgisnacht zur gothischen Burg hinüberführen! So hat sich's Devrient zurechtgelegt und aus diesem Raisonnement sind folgende Programmverse entsprungen, die Mephisto vorträgt:

„Kaum als Phorkhade steh' ich da,
So naht schon Ruhme Helena.
In den antiken Hüllen
Zwing' ich sie meinem Willen.
(Zu Homunculus.) Nun leuchte zu,
Du Ausgeburt des Wissens, Du!
Bei Deinem Schein entführ' ich schnelle
Aus Hellas Helena zur nord'schen Helle“.

Ja, wenn das gute, wenn's auch nur leidliche Verse sind, dann muß ich mich eines jeden Urtheils begeben. Denn mir kommen sie entsetzlich mißlungen und gar betrüblich in widersinniger Komik vor:

„Kaum als Phorkhade steh' ich da,
So naht schon Ruhme Helena“,

paßt doch eigentlich besser in eine Offenbachsche Parodie als in Goethes „Faust“. Diese Verse könnten gleich an den Auftritt der Könige in der „Schönen Helena“ sich anschließen:

„Ich bin Menelaus, der gute, 'laus der gute, 'laus der gute,
Der Mann der Helena“.

„Ruhme Helena“, sagt Devrient schalkhaft. Das soll an Goethe anklingen. Ach, es klingt nicht an! Und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mephisto und dem göttergleichen antiken Weibe sind doch nicht dieselben, wie die, die ihn mit „seiner Ruhme, der berühmten Schlange“ verbinden. Und „zuleuchten“ soll Homunculus! „Du Ausgeburt des Wissens, Du“, wie Devrients Mephisto lieblosend sagt. Auch da sollen wohl Goethes Klänge nachzittern: „Du ahnungsvoller Engel, Du!“ — Nein, Devrient sollte keine Verse machen. Er kann's wirklich nicht!

Ebenso unerfreulich sind die Worte, die Devrient als letzte Ansprache Mephistos an den Homunculus richten läßt:

„Nun laß' zum letzten Dienste Dich entzünden,
Homunculus! Und hilf mir Fausten finden.
Dann löß' ich Dich, dann magst Du Dich ergießen,
Um Dein gekünstelt Dasein zu beschließen“.

Von anderen Zusätzen, die auf derselben dichterischen Höhe stehen, brauche ich nicht zu reden. Dem Einsichtigen genügen wohl diese Citate.

Ziehen wir nun das Facit aus dieser Auseinandersetzung, die bei dem Wunsche, der mich erfüllt hat: nichts zu verschweigen, was die Sache, die Bühnenaufführung des Gesamt-„Faust“, schädigen, und alles zu sagen, was sie fördern könnte, einen Umfang angenommen hat, den ich aus praktischen Gründen bedauern mag, so ist es das:

Die Aufführung des Gesamt-„Faust“ ist eine Möglichkeit. Als solche wird sie eine nationale Pflicht, der sich die Berufensten zu unterziehen haben.

Zum Theil vortreffliche und zu beherzigende, jedenfalls sorgsam zu prüfende Vorschläge dafür haben Franz Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht.

Devrient hat eine nützliche, praktische Vorarbeit geliefert, die vieles Gute gefördert, und in dem Mißlungenen den Späteren gezeigt hat, welche Fehler zu vermeiden sein werden, an welchen Stellen ihr Talent vor allem einzutreten haben wird.

Der spätere berufene „Faust“-Bearbeiter muß den Bühnenpraktiker und den Dichter in sich vereinigen.

Devrient ist ein tüchtiger, aber einseitiger Bühnentechniker ohne poetische Ader. Da, wo es sich um scenische Einrichtungen handelt, um Leistungen des theatralischen Handwerks, wird man seine verdienstliche Arbeit sehr oft mit Gewinn verwerthen können. Seine sinnreiche Dreitheilung der Bühne bewährt sich — wenn auch nicht im Ganzen und überall — so doch in Einzelheiten in überraschender Weise. Wo aber die Bearbeitung die feine poetische Empfindung erfordert, wo sie gar die eigene poetische Nachhülfe, die Hinzudichtung als unentbehrlich für die Bühne heischt, da versagt ihm die Kraft, da ist nahezu alles, was er geschaffen, wieder abzuschaffen.

Sein hohes Verdienst, nach seinen besten Kräften mit redlichem Streben und heißem Bemühen einen bühnenmöglichen Gesamt-„Faust“ haben herzustellen zu wollen, wird dadurch in keiner Weise geschmälert.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen“,

wird auch die gerechte Kritik, die bei dem zu Rügenden nicht länger verweilt, als gerade nothwendig ist, ihr Urtheil abschließen.

Auf den ersten schwachen, aber wegen seiner Kühnheit beachtenswerthen Versuch des Dr. Wollheim ist nun ein zweiter, viel gelungenerer gefolgt. Vivat sequens! Es wird mit der Zeit schon ein wahrhaft bühnenschöner Gesamt-„Faust“ herausgearbeitet werden. Und wenn irgend eine, so ist diese Arbeit, um mit Klopstocks vielcitirtem Worte zu schließen, „des Schweißes der Edlen werth“.



Bibliographie.

Johannes Blochwitz. Farbenspiele. Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen. 8. VIII u. 122 S. Leipzig, 1880, Bernhard Schlicke.

Die Absicht des Verfassers ging dahin, Zertrenntes in leicht übersichtlichen Zusammenhang, Unbekanntes zur Kenntniß, Halbbewußtes zu vollem Bewußtsein zu bringen; den guten Geschmack zu fördern und mancherlei Anregung zu weiteren „eigenen“ Beobachtungen zu geben. Das Bändchen enthält die folgenden Capitel: „Farbenspiele in der Natur“, „Farbenspiele in der menschlichen Gesellschaft“, „Weiß und Schwarz“, „Blau“, „Roth“, „Farbenverbindungen“. Die geistreichen Studien verdienen gelesen zu werden, sie werden vielfach anregend wirken; die Form derselben ist sehr gelungen.

Adalbert Cybulski, Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 1. Bd. 8. XVI und 332 S. Posen, 1880, Zupanski.

Das Werk setzt sich aus den Vorlesungen zusammen, welche Adalbert Cybulski, ein Pole und ausgezeichnete Kenner der Literatur seines Volkes, in den Jahren von 1842—45 an der Berliner Universität in polnischer Sprache gehalten hat. Unsere Literatur besitzt bis zur Stunde kein Buch, das sich über die hier behandelte glänzende Periode der Literaturgeschichte Polens mit derselben Autorität und ähnlichen Gründlichkeit verbreitet, wie die vorliegende Arbeit. Gewissermaßen in ihrem Mittelpunkte steht die glänzende Dichterererscheinung von Adam Mickiewicz; um sie herum gruppirt sich eine überraschend große Zahl von Poeten (darunter Slowacki, Krasinski und Zeleski), die bei uns kaum dem Namen nach bekannt sind, so sehr sie auch verdienten, auch bei uns gewürdigt zu werden.

Cybulski's Vorlesungen haben daher den doppelten Werth, daß sie uns neben einer ausgezeichneten Charakteristik des hervorragenden polnischen Dichters, wie sie in gleicher Ausdehnung und Gründlichkeit noch nicht existirte, eine Fülle ganz neuer Erscheinungen erschließen und uns damit die geschilderte Periode in ihrer wirklichen Bedeutung zeigen. Die von Herrn Louis Kurzmänn vorgekommene deutsche Bearbeitung des Textes ist sicher und stilistisch anerkennenswerth; die Uebersetzung der polnischen Poesien ist gleichfalls gelungen zu nennen. Man darf der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegensehen.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 4. Band. 8. 414. S. Berlin, 1880, Alexander Dunder.

Dies großartige Unternehmen von nationaler Bedeutung ist in erfreulichstem Fortschreiten begriffen: programmgemäß ist in fünfmonatlichen Zwischenräumen je ein Band erschienen. Die Energie der Herausgeber — Droysen, Max Dunder und Sybel — sowie des Verlegers, der dem vaterländischen Werke eine wahrhaft glänzende Ausstattung zu theil werden läßt, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die folgenden Bände uns nicht länger als nothwendig werden vorenthalten werden. Wir werden der bedeutungsvollen Sammlung, deren vorliegender Band die Correspondenz des Jahres 1745 umfaßt, demnächst in einem eingehenden Essay aus der Feder eines unserer berufensten Historiker gerecht werden.

Decamerone vom Burgtheater. 3 Auflage. Mit 25 Portraits. VIII und 312 S. Wien, 1880, Hartleben.

M. 4.50.

Die große Mehrzahl der Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters hatten sich

zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes vereinigt und Episoden aus ihrem Leben und künstlerischem Entwicklungsgange in dem Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblattes“ erzählt. Der vorliegende Band bietet die Sammlung dieser Erzählungen und damit einen ebenso originellen wie fesselnden Beitrag zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, dem Künstler, der vielleicht noch vor Kurzem von der Bühne herab uns ergriffen oder erheitert hat, in der anderen Eigenschaft als Schriftsteller zu begegnen und überdies in der eines guten. Die meisten der Wiener Künstler verstehen lebendig und mit Humor zu erzählen; man glaubt in den Skizzen die Individualität des Verfassers wiederzufinden, wie wir sie von der Bühne herab kennen gelernt haben und dies ist ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Gebotenen, das schon mit Hinblick auf den guten Zweck die wärmste Empfehlung verdient.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörfer, Ludw. Geiger, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, E. Schrader u. A. herausgegeben von Wilhelm Dückel. 18. Abtheilung. Lexicon-Format. (Geschichte von Hellas und Rom von G. F. Herzberg. 2. Bd. Bog. 32—41) à Abtheilung M. 3.—

Diese 18. Abtheilung enthält die vierte Fortsetzung der „Geschichte des alten Roms“ von Professor Dr. G. F. Herzberg in Halle. Die Grundsätze, nach welchen diese römische Geschichte bearbeitet ist, sind die nämlichen wie bei der griechischen desselben Autors: lebendige und geschmackvolle Darstellung auf Grund der anerkannten Resultate der neueren Forschung. Die Culturgeschichte, von guten Illustrationen wirksam unterstützt, ist überall herangezogen und werden die Grenzen zwischen gesicherter und kritisch ansehbarer Ueberslieferung gekennzeichnet, die handelnden Personen nach dem Maße der geprüften Quellen charakterisirt. Daß dem Verfasser vortreffliche Mittel der Darstellung zu Gebote stehen, daß er zu fesseln und zu veranschaulichen, auch die handelnden Hauptpersonen fein und lebendig zu schildern versteht, davon wird sich der Leser bald überzeugen, wenn er Abschnitte wie die Punischen Kriege oder die Griechische Revolution durchliest. Karthagos Unter-

gang wird er kaum anderswo mit gleich dramatischer Lebendigkeit dargestellt finden. Das Werk ist jetzt herabgeführt bis zur Schlacht bei Philippi, den Schluß wird die nächste Abtheilung bringen.

Meyers Reisebücher. Oesterreich-Ungarn nebst angrenzenden Theilen der unteren Donauländer, von Bayern und Ober-Italien. Zweite umgearbeitete Auflage. fl. 8. XXII u. 536 S. mit 18 Plänen, 18 Karten und Grundrissen, zwei Panoramen. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Gebunden.

Die erste Auflage dieses Buches, welche bei Gelegenheit der Weltausstellung 1873 erschien, umfaßte in der Hauptsache nur die Beschreibung der Kaiserstadt und außerdem nur die nöthigen zuführenden Routen und Ausflüge von Wien aus. Bei der Bearbeitung der vorliegenden zweiten Auflage, welche die Haupttrouten durch die ganze Oesterreichisch-Ungarische Monarchie behandelt, ist von dem Text der ersten Auflage ganz abgesehen worden, so daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt eine durchaus neue Arbeit ist. Es bewähren sich auch an ihm alle Vorzüge der Meyer'schen Reisehandbücher: Uebersichtlichkeit der Anordnung, Genauigkeit und Präcision der Angaben, unparteiische Empfehlung, größte Reichhaltigkeit und elegante Ausstattung. Man wird sich durch die behandelten Länder keines zuverlässigeren Führers bedienen können.

Johann Georg Riets Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Voel. 2 Bde. 8. LII und 963 S. Gotha, 1880, F. A. Perthes. M. 16 —

Eine Selbstbiographie wird hier geboten, herrührend von einem Manne, dessen Name nicht nur in seiner eigenen Heimath (den Elbherzogthümern) wohlbekannt ist, sondern welchem durch die eigenthümliche Gestaltung seiner Schicksale Gelegenheit gegeben worden, mit ausgezeichneten Männern jedes Standes, im In- und Auslande, in genaue Beziehung zu treten. Obgleich durch seine Gabe leichter Mittheilung und die reichen Schätze seines Innern mit allen Eigenschaften eines hervorragenden Schriftstellers versehen, ist er dem größeren Publikum doch wohl nur bekannt geworden durch das geistreiche Schriftchen: „Schönborn und seine Zeitgenossen“; aber mit vollem Recht durfte Professor Wurm in Hamburg bei Herausgabe einer von unserem Verfasser

herrührenden politischen Denkschrift sagen: daß er zu den Wenigen gehöre, die zu wenig geschrieben haben. Ueber die Gründe seiner schriftstellerischen Zurückhaltung hat sich der Herausgeber in der Einleitung des Näheren ausgesprochen, die im Uebrigen durch reiche Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern des Verfassers dessen Selbstschilderung in dankenswerthester Weise vervollständigt und uns zugleich über seine späteren Lebensschicksale nicht ohne Auskunft läßt. Denn was in dem Werke mitgetheilt wird, enthält nur dasjenige, was der Verfasser selbst als abgeschlossenes Ganzes betrachtet hat: die Zeit von seiner Geburt i. J. 1775 bis zum Ende seiner diplomatischen Laufbahn im J. 1815. Er hatte diese Denkwürdigkeiten nur für die Seinigen bestimmt; aber gewiß darf man sich Glück wünschen, daß, nachdem seit 1815 über 60, und seit dem Tode des Verfassers über 30 Jahre dahingegangen, bei den Nachlebenden der Wunsch einer Mittheilung dieser edeln Gabe die Bedenken überwunden hat, welche sich an jene Weisung des Verfassers knüpften.

Der hohe Genuß, welcher hier durch den Reichthum der Schilderungen von Begebenheiten, Naturscenen und Persönlichkeiten aller Art dargeboten ist, wird erhöht durch die anmuthige Form der Einkleidung; ein eigenthümlicher Reiz aber möchte der Darstellung eben des Umstandes wegen inne wohnen, weil sie, von Haus aus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jenen Charakter der Unbefangtheit und Hingebung in sich trägt, welcher dem Briefwechsel vertrauter Freunde eigen zu sein pflegt.

Emil Pirazzi. Bilder und Geschichte aus Offenbachs Vergangenheit. Eine Festgabe zur hessischen Landesgewerbe-

ausstellung in Offenbach am Main. gr. 8. IV u. 278 S. Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwei Handschriften Goethes an Rahel d'Orville, geb. Bernard. Offenbach, 1880, Selbstverlag. (Steinmetz in Commission).

Das Buch bietet manches Wissenswürdige besonders zur Charakteristik der Beziehungen Goethes zu Offenbach und der im Zusammenhange damit stehenden Familien André und d'Orville, von Sophie Laroche, Lili und Bettina. Die culturgeschichtlichen Schilderungen und die Darstellung des Entstehens und Wachsens der Offenbacher Industrie sind sehr beachtenswerth.

Ludwig Steub, Aus Tirol. 8. IV und 308 S. Stuttgart, 1880, Adolf Bonz & Co.

Nach in diesem neuen Bande gesammelter Aufsätze bethätigt sich Ludwig Steub von Neuem als einer der feinsten Kenner der deutschen Alpen und als einer ihrer berufensten Schilderer. Die liebenswürdige Erzählergabe Steubs, der starke Humor, der sie durchdringt, seine Kunst der Darstellung machen ihn gleichzeitig zu einem unserer besten Schriftsteller, dessen Würdigung auch in Norddeutschland jetzt erfreulicher Weise immer mehr und mehr Platz greift. Der vorliegende Band enthält u. A. in elf Abschnitten: „Aus dem Bisthum Brixen“, „Das Land Tirol und die Fremden“, „Aus der Balsugana“, „Aus dem Etschland“, „Kleine Geschichten aus Bergen“, „Adolf Pichler“, „Im Lesezimmer zu Kufstein“, „Meran“.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam